



Batschkaer Spuren ⁸⁸

Ungarndeutsche Nachrichten aus Baje/Baja

Nr. 26
März 2012
Jahrgang 8



Deutschsprachiger Theatertag im Ungarndeutschen Bildungszentrum Baja





Die Tanzgruppe aus Schaumar erntete auf der Landesgala großen Erfolg



Die Kindertanzgruppe aus Mohatsch tanzte den „Großnaarader Frühling“



Jugendliche in Tracht gekleidet haben im Fünfkirchner Kodály-Zentrum die Gäste empfangen



Deutsch-Ungarischer Freundschaftsvertrag – schon seit 20 Jahren

Schwabonball im Ungarndeutschen Bildungszentrum



Die Tanzgruppe des UBZ und der Deutschen Selbstverwaltung Boja



Die Frauen der Nadwarer Tanzgruppe



Fotos: J. Gaugesz und ManFred

Freundschaftsvertrag

20 Jahre Deutsch-Ungarischer Freundschaftsvertrag

Der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Ungarn über freundschaftliche Zusammenarbeit und Partnerschaft in Europa feiert sein zwanzigjähriges Bestehen.



Foto: sdt.sulinet.hu

Der auch für uns Ungarndeutsche wichtige Vertrag wurde am 6. Februar 1992 von Helmut Kohl und József Antall sowie Hans-Dietrich Genscher und Ferenc Mádl in Budapest unterschrieben.

Im „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Ungarn über freundschaftliche Zusammenarbeit und Partnerschaft in Europa“ beziehen sich einige Artikel unmittelbar auf die deutsche Nationalität in Ungarn:

Artikel 2

Sie betrachten nationale Minderheiten als natürliche Brücken zwischen den Völkern und sind überzeugt, dass diese einen wertvollen Beitrag zum Leben ihrer Gesellschaften leisten.

Artikel 19

(1) Die Vertragsparteien vereinbaren die rechtliche Verbindlichkeit des im Dokument des Kopenhagener Treffens über die menschliche Dimension der KSZE vom 29. Juni 1990 sowie in weiteren KSZE-Dokumenten niedergelegten Standards zum Schutze von nationalen Minderheiten.

(2) Die Angehörigen der deutschen Minderheit in der Republik Ungarn haben demzufolge insbesondere das Recht, einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern ihrer Gruppe ihre ethnische, kulturelle, sprachliche und religiöse Identität frei zum Ausdruck zu bringen, zu bewahren und weiterzuentwickeln, frei von jeglichen Versuchen, gegen ihren Willen assimiliert zu werden. Sie haben das Recht, sich privat und in der Öffentlichkeit ihrer Muttersprache frei zu bedienen, in ihr Informationen zu verbreiten und auszutauschen und dazu Zugang zu haben. Sie haben das Recht, ihre Menschenrechte und Grundfreiheiten ohne jegliche Diskriminierung und in voller Gleichheit vor dem Gesetz voll und wirksam auszuüben.

(3) Die Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit in der Republik Ungarn ist persönliche Entscheidung jedes einzelnen, die für ihn keinen Nachteil mit sich bringen darf.

(4) Die Republik Ungarn schützt und stärkt durch konkrete Förderungsmaßnahmen die Identität der deutschen Minderheit in der Republik Ungarn. Sie ermöglicht und erleichtert Förderungsmaßnahmen der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der deutschen Minderheit in der Republik Ungarn. Die Angehörigen der deutschen Minderheit und ihre Organisationen haben das Recht, an Entscheidungen, die die Erhaltung und Entwicklung ihrer Identität betreffen, sowie an der Umsetzung dieser Entscheidungen voll mitzuwirken.

(5) Die Vertragsparteien werden im internationalen Rahmen dafür eintreten, dass die bestehenden KSZE-Verpflichtungen zum Schutze und zur Förderung nationaler Minderheiten allgemein rechtliche Verbindlichkeit erhalten.

Artikel 22

(3) Die Vertragsparteien setzen sich nachdrücklich dafür ein, die Möglichkeiten auszubauen, in Schulen, Hochschulen und anderen Bildungseinrichtungen die Sprache des anderen Landes zu erlernen. Sie werden Initiativen zur Gründung von Schulen mit Unterricht in beiden Sprachen unterstützen. Sie werden sich bemühen, die Möglichkeiten des Studiums der Germanistik und Hungaristik an den Hochschulen des anderen Landes auszuweiten.

Artikel 23

(1) Die Vertragsparteien bekräftigen ihre Absicht, die schulische und wissenschaftliche Zusammenarbeit auf allen Gebieten erheblich auszuweiten. Insbesondere werden sie die unmittelbare Kooperation und den Austausch zwischen Schulen, Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten fördern und zu diesem Zweck Schüler, Studenten, Lehrer und wissenschaftliche Lehrkräfte austauschen.



Neben den politischen und wirtschaftlichen Kontakten spielen die zahlreichen persönlichen Begegnungen zwischen Deutschen und Ungarn eine bedeutende Rolle. Im Rahmen der Schüleraustausche und der Städtepartnerschaften haben viele Personen die Möglichkeit, Land und Leute kennen zu lernen. Die gegenseitigen Besuche tragen dazu bei, dass Vorurteile abgebaut und zwischen Familien freundschaftliche Beziehungen ausgebaut werden können.

Aus dem Grundvertrag der beiden Länder hat auch Baja profitiert, hier konnte nämlich mit deutscher Hilfe die größte Bildungseinrichtung der deutschen Nationalität das Ungarndeutsche Bildungszentrum errichtet werden.



Das Internat des UBZ



Internationales Chortreffen im UBZ

Die Deutsche Botschaft Budapest startet für Jugendliche (Jahrgang 1994) anlässlich des 20-jährigen Jubiläums ein Preisausschreiben:

Wettbewerb „Sziasztok“ - Freundschaft zwischen Ungarn und Deutschen

Der 6. Februar 1992 war ein besonderer Tag. Ministerpräsident József Antall und Bundeskanzler Helmut Kohl unterzeichneten den „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Ungarn über freundschaftliche Zusammenarbeit und Partnerschaft in Europa“.

Das ist jetzt schon 20 Jahre her. Aber es betrifft uns immer noch. Es hat Spuren hinterlassen – auch in Deiner Umgebung. Das Ereignis, seine Spuren und was sie für Dich bedeuten, kannst du im Rahmen dieses Wettbewerbs kreativ darstellen, z. B. durch:

- einen kurzen Essay, eine Reportage, einen Bericht, ein Gedicht, ein Interview (oder eine andere Textgattung), in der/in dem Du Dich damit auseinandersetzt, was das

„Verhältnis zwischen Ungarn und Deutschen“

für Dich bedeutet oder bedeuten kann;

- ein Foto, ein Comic oder eine Collage, in denen Stimmungen, Ereignisse oder Ideen zum Thema greifbar werden;
- eine Filmsequenz (von Playmobil-Szene bis zu Kurzdokumentation), in denen das Thema dargestellt wird.

Du bist im Jahre 1994 geboren?

Alleine oder zu zweit denkt bitte nach über die deutsch-ungarische Freundschaft, werdet kreativ und macht mit!

Preise pro Gruppe: 1 Berlin-Reise für drei Tage mit Taschengeld und Übernachtungen

Einsendungen bis zum 31. Mai 2012 auf elektronischem Wege an pr-10@bmda.diplo.de

Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen

Landesgala der Ungarndeutschen

Am 14. Januar 2012 wurde zum 16. Mal die Landesgala am Tag der Ungarndeutschen Selbstverwaltungen veranstaltet. Diesmal fand die Veranstaltung in Fünfkirchen, im Kodály-Zentrum statt, in der Region, wo die meisten Ungarndeutschen leben.



Auszeichnung der Ungarndeutschen überreicht.

Der Valeria-Koch-Preis, der an ungarndeutsche Mittelschüler für ihre außergewöhnlichen schulischen Leistungen und ihre Tätigkeit im Nationalitätenbereich bzw. an eine(n) HochschulabsolventIn für seine/ihre Diplomarbeit über ein ungarndeutsches Thema vergeben wird, wurde zum neunten Mal überreicht. Die Auszeichnungen erhielten dieses Jahr: **Balázs Kiss, Brigitta Peller, Daniel Tósocki und Réka Miskei** (Anmerkung der Redaktion: Ehemalige Schülerin des Ungarndeutschen Bildungszentrums Baja).

Mit der Ehrennadel wurden **Dr. Wendelin Albert, Dr. Maria Erb und Géza Hambuch** ausgezeichnet. Wendelin Albert war unter anderem Mitglied der Vollversammlung der LdU, gründete im Jahre 1970 den ersten deutschsprachigen Klub in Großwaschon und spielte bei der Einführung des ungarndeutschen Nationalitätenunterrichts in den Gemeinden des Komitates und bei der Gründung des zweisprachigen Nationalitätenklassenzugs am László-Lovassy-Gymnasium eine bedeutende Rolle. Maria Erb war seit 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Ungarndeutschen Forschungszentrums am Germanistischen Institut der ELTE, seit 2006 ist sie die Leiterin des Forschungszentrums. Sie ist die Verantwortliche, Koordinatorin und Ausarbeiterin der Curricula der Minderheitenausbildung am Germanistischen Institut auf der BA- und MA-Ebene, leitet großangelegte Forschungsprojekte (Ungarndeutscher Sprachatlas) und arbeitet am Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten mit. Géza Hambuch ist Mitbegründer und Leiter der Sendung "Gruß und Kuss" in Budapest, war Chefredakteur der Neuen Zeitung, im Jahre 1982 wurde er Generalsekretär, später geschäftsführender Vorsitzender des Verbandes der Ungarndeutschen, zwischen 1994 und 2010 war er Vorsitzender der Minderheitenselbstverwaltung des 13. Bezirks in Budapest und seit 1995 ist er der Redakteur des vierteljährlich erscheinenden Sonntagsblattes.

Dem Festprogramm folgte im Foyer ein Schwabenball mit der Musik von der UnterRock Band.



Quelle: www.zentrum.hu
Fotos: ManFred

Neujahrsgedanken des Vorsitzenden der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen Otto Heinek



Am 19. Dezember 2011 hat das ungarische Parlament eine Reihe von wichtigen Gesetzen beschlossen. Ein neues Selbstverwaltungsgesetz wird das Wirken der gewählten kommunalen Körperschaften und die Arbeit der lokalen Verwaltungen grundlegend verändern und somit auch das Leben der Bürgerinnen und Bürger beeinflussen. Das Gesetz über das nationale Erziehungswesen sieht die Verstaatlichung der Erziehungs- und Bildungseinrichtungen vor, Kindergärten und Schulen mit wenigen Kindern werden geschlossen oder zusammengelegt. Völlig neu strukturiert wird auch die Berufsausbildung.

Am 19. Dezember 2011 um 19.32 Uhr ist mit den Stimmen der Abgeordneten der Regierungsparteien auch das neue Gesetz über die Rechte der Nationalitäten verabschiedet und das 1993 mit Konsens beschlossene Minderheitengesetz außer Kraft gesetzt worden. Das Gesetz ist - sicherlich nach sorgfältiger Prüfung - vom Staatspräsidenten unterzeichnet und noch am selben Tag im Gesetzblatt veröffentlicht worden, einige seiner Bestimmungen sind am 20. auch schon in Kraft getreten. (Andere treten am 1. Januar, wieder andere am 31. März, am 1. September 2012, am 1. Januar 2013, am 1. September 2013, schließlich am Tag der Ausschreibung der Wahl der Nationalitätenselbstverwaltungen im Jahr 2014 in Kraft - es wird also leicht und einfach sein, mit dem neuen Gesetz zu arbeiten.)

Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen hat sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln dafür eingesetzt, dass die Gesetzgebung die Interessen unserer Volksgruppe berücksichtigt - wohl wissend, dass die Beschneidung der Kompetenzen der kommunalen Selbstverwaltungen, die Schließung von Bürgermeisterämtern, die Konzentrierung und Verstaatlichung des Schulwesens vor allem die in den Dörfern lebenden Menschen und somit einen großen Teil der Ungarndeutschen nachteilig betreffen. Ich muss ehrlich zugeben, wir konnten nur kleine Teilerfolge erzielen. Gegen eine Politik der Zentralisierung waren unsere Proteste und Argumente meist erfolglos. Gespannt warten wir nun auf das - beim Verfassen dieser Zeilen noch im Parlament diskutierte - neue Wahlgesetz, das den Nationalitäten die seit 20 Jahren versprochene Vertretung im Hohen Hause ermöglichen soll. Die Vorlage der Regierungsparteien - wozu wir nicht gefragt worden sind - sieht eine zumindest für uns Ungarndeutsche nicht unmögliche, aber schwer zu schaffende Lösung vor. Es bleibt zu hoffen, dass wir wenigstens diesbezüglich vorankommen und 2014 einen Abgeordneten ins Parlament werden wählen können.

Liebe Landsleute,

2011 hat die ungarndeutschen Vereine und Selbstverwaltungen vor viele Herausforderungen gestellt. Die staatlichen Förderungen unserer Kulturarbeit, die Unterstützung der Minderheitenselbstverwaltungen sind reduziert worden und sehr spät - häufig erst am Jahresende, wenn überhaupt - an die Betroffenen überwiesen worden. Viele Organisationen haben ihre Aktivitäten nur aus den privaten Mitteln ihrer Mitglieder fortführen können. Ihnen gebührt Dank und Anerkennung, dass sie nicht aufgegeben haben. Dank gebührt auch allen, die an unserer größten Aktion des zurückliegenden Jahres, nämlich an der Volkszählung, mitgearbeitet haben. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, dass landesweit die Wichtigkeit unseres Bekenntnisses zum Ungarndeutschtum erklärt werden konnte. Wir können darauf hoffen, dass wir ein gutes Ergebnis erzielt und somit auch unseren Willen bewiesen haben, Deutsche in Ungarn bleiben und mehr akzeptiert und respektiert werden zu wollen.

Auch 2012 werden wir es nicht leicht haben: Die europaweite Wirtschaftskrise und die damit verbundenen - beschlossenen oder noch bevorstehenden Sparmaßnahmen -, der zunehmende Nationalismus stellen uns alle vor neue, heute oft noch gar nicht absehbare Herausforderungen.

Für das neue Jahr wünsche ich allen unseren Landsleuten deshalb vor allem Ausdauer, Entschlossenheit, Kraft und Energie!

Otto Heinek
Vorsitzender der LdU



Quelle: Neue Zeitung 06.01.2012
Fotos: ManFred

Almasch/Bácsalmás

Elisabeth Knödler geb. Fleckenstein Als Deutsche in Ungarn Teil 5

Frau Elisabeth Knödler geb. Fleckenstein wurde in Almasch/Bácsalmás geboren und lebt zurzeit in Backnang in Baden-Württemberg. In ihrem Buch „*Als Deutsche in Ungarn*“, das auch unter dem Titel „*Backnangból visszanézve*“ ins Ungarische übersetzt wurde, beschreibt sie ihre Erinnerungen an ihre alte Heimat und die Vertreibung ihrer Familie. Freundlicherweise stellte Frau Knödler den *Batschkaer Spuren* ihr Buch zur Verfügung. Wir veröffentlichen es in mehreren Folgen. (Teil 1-5 siehe *Batschkaer Spuren* Nr. 21-25)

Von der Front oder den Kriegseignissen wussten wir Kinder nichts. Unsere Mutter allerdings hörte in den Quartieren nicht nur die Nachrichten im Radio. Sie sprach auch mit den Helfern dort, denn von ihnen konnte man mehr erfahren als vom Rundfunk. Und so wussten wir, dass die Lage für uns immer bedrohlicher wurde. „Mal sehen, wie weit es noch geht“, war ein geflügeltes Wort.

Abends, bei Anbruch der Dunkelheit, fuhren wir los bis zum Morgen, auch Berge und Anhöhen hinauf und hinunter. So manches Mal sah Großvater seinen Bremsprügel an und sorgte sich, ob und wie lange er noch standhalten würde. Jetzt waren die Berge zwar nicht mehr so hoch, konnten aber trotzdem noch gefährlich werden.

Was Großvater aber nicht beobachtet hatte, das war sein Wagenrad, an dem immer gebremst wurde. Und genau dort machte es eines Morgens RATSCH und das Rad war gebrochen. Wir blieben stehen, alle fuhren an uns vorbei. Joschi-Vetter kam zurück gerannt und rief: „Wir fahren bis zur Stadt (ihren Namen weiß ich nicht mehr), dort fragt nach uns, wir warten auf euch“. Großvater fragte skeptisch: „Ob der Wagner das Rad heute noch macht?“ „Ganz bestimmt!“ versicherte der Joschi-Vetter.

So, jetzt waren wir völlig auf uns allein gestellt. Ganz langsam fuhren wir in ein Dorf hinein (den Namen weiß ich ebenfalls nicht mehr). Dort suchten wir einen Wagner, der unser gebrochenes Rad reparieren konnte. Und – o Wunder – wir fanden einen sehr freundlichen Mann. Er reparierte doch tatsächlich unser Rad sofort.



Dankbar fuhren wir weiter, um unsere Landsleute zu suchen. Was hatte der Joschi-Vetter gesagt? Das Quartier in der Stadt! Es war zum Glück nicht allzu weit, wie der freundliche Herr beim Reparieren des Wagenrades gesagt hatte.

Gleich bei der Einfahrt, am Rande der Stadt, fingen wir an, nach Flüchtlingsquartieren zu fragen. Ein älterer Mann erklärte sich bereit, uns zu führen. Die Hilfsbereitschaft war damals grenzenlos. Das erkannten wir auch an dem freundlichen Handwerker, der uns prompt bedient hatte, und jetzt wieder bei diesem netten Menschen, der uns mit einer Liste von einem Quartier ins Nächste führte.

Unzählige Schulen, Hallen, Säle haben wir abgeklappert, nichts. Es waren zwar überall Flüchtlinge, aber nicht die unseren. Unser Begleiter sah auf seine Liste und erklärte: „Jetzt haben wir fast alle Säle und Herbergen abgeklappert. Es gibt nur noch eine Schule, in der wir noch nicht waren. Allerdings ist die sehr weit draußen. Vielleicht finden wir dort ihre Gruppe.“

Mutter sagte, so ganz gedankenverloren: „Ja, vielleicht, aber ich kann nicht mehr.“

Jetzt erst sahen wir, dass sie zum Umfallen müde war, und da bekamen wir Angst. Das durften wir nicht zulassen. Auf ihren Schultern lag nicht nur die ganze Verantwortung, auch wir stützten uns alle auf sie. Und wenn sie schlapp machte, waren wir verloren. Das wusste die Mutter auch und verhielt sich stets vorbildlich. Aber die ganze Angst, die Suche und das Nichtfinden zehrte an ihren Nerven. Mein Gott, wie sollte es jetzt weitergehen?

Unser Begleiter erkannte das auch. Er nahm uns mit in ein

Notquartier. Hier wären wir ganz allein, hier könnten wir uns alle ausruhen. „Dann“, sagte er, „können wir morgen früh weitersuchen.“

Als sich der Mann verabschiedet hatte, sprach die Mutter zu uns: „Es hat keinen Sinn weiter zu suchen, unsere Landsleute müssen ja jetzt starten. Wir hätten sowieso nicht mitfahren können, wir sind einfach zu müde.“ Großvater stimmte ihr zu, auch er war kaputt, wie er sagte.

Am anderen Tag fuhren wir allein weiter. „Ein einzelner Wagen“, glaubte unsere Mutter, „kann ruhig bei Tag fahren.“

Wenn wir abends Halt machten, wurde die Route für den nächsten Tag festgelegt. Bei unseren Schlafstellen gab es viele nette Leute, die uns dabei halfen. Wie gesagt, die Hilfsbereitschaft war vorbildlich.

Und so kamen wir Ende März 1945 in Scharding am Inn an. Unser einzelner Wagen wurde auf dem WEIDEGUT AUF DER ALM einquartiert. Es war ein großes Gut auf einem hohen Berg. Dort hatten sie zwar viele Stallungen, aber wenig Vieh. Es

gab Platz für unsere Pferde. Darüber auf dem Dachboden wurden wir eingewiesen. Er war riesig – und doch gemütlich. Dort haben wir uns ein Schlafzimmer eingerichtet. Betten gab's nicht, aber Stroh. Trotzdem sagte Großvater: „Richtig feudal!“ Tagsüber wollten wir die Gegend erkunden. Allerdings hatten uns die Angestellten vom Gut gewarnt. Wenn wir in die Stadt oder wohin auch immer gingen und nachher wieder den Berg erklimmen, sollten wir auf der Hut sein vor tief fliegenden Flugzeugen. Sie hatten uns angewiesen: „Wenn ihr diese Tiefflieger seht, sofort auf den Boden werfen und gleichzeitig weiterrobben!“ Das ist uns auch tatsächlich einmal passiert. Meine Schwester und ich handelten so, wie es uns gezeigt wurde. Es ist nichts weiter geschehen, aber erschrocken waren wir doch.

Kurz nach unserer Ankunft auf dem Gut wollten wir in die Stadt Scharding. Wir mussten uns anmelden, sonst bekamen wir keine Lebensmittelmarken. Wir hatten ja keinerlei Vorräte mehr. Also stiegen wir eines Morgens mit der Mutter froh – trotz allem – den Berg hinab. Wir wollten in der Stadt das Meldeamt suchen. Es gab viel zu sehen, schließlich waren wir noch nie in dieser Stadt. So blieben wir mal hier, mal da stehen, um uns umzusehen. Plötzlich heulten Sirenen. Die Menschen auf der Straße rannten durcheinander. Das war auch neu für uns. Ich dachte, sicher wollen die alle schnell nach Hause. Aber was machen wir?

Da packte jemand unsere Mutter an den Schultern und schob sie und uns mit in einen Hauseingang. Dort rannten die Menschen die Treppen hinunter. Der Mann sagte, wir sollten auch in den Keller gehen, es sei Fliegeralarm. So saßen wir mit den Hausbewohnern eingepfercht in dem Luftschutzkeller – wie es damals hieß. Wir kannten die Leute nicht, und sie kannten uns nicht. Sie waren aber sehr freundlich und erklärten uns, dass bei Fliegeralarm jeder in den nächsten Keller gehen müsse. Für uns war das neu. Wir hatten bisher auch noch keine Bombennacht erlebt, Gott sei Dank!

Als schließlich Entwarnung kam, zeigten uns die Leute, wo wir das Amt finden. Mit herzlichen Dankesworten und allen guten Wünschen verabschiedeten wir uns.

Alles war erledigt, als wir am Nachmittag wieder unseren Berg erklimmen. Die Mutter schaute nur sorgenvoll auf die Lebensmittelmarken, es waren sehr kleine Rationen.

„Aber“, so tröstete Mutter sich und uns, „der liebe Gott hat uns wunderbar bis hierher geholfen, er wird schon wissen, wie es weitergeht.“ Manche Situationen kann man nur mit so großem Gottvertrauen überstehen.

Auf dem Hof warteten schon die Oma und der Großvater auf uns. Auch sie hatten den Alarm gehört und sich um uns gesorgt. Aber jetzt war ja alles gut.

„Wenn wir nur wieder zusammen sind“, sagte der Großvater. Das war unsere größte Sorge, dass wir auseinander gerissen werden könnten. Aber wir hängten uns an den Großvater, die Oma an unsere Mutter, und die Welt war wieder in Ordnung.

Einige Tage später kamen zwei deutsche Soldaten. Jedenfalls trugen sie Uniformen. Großvater meinte, es wären welche von den Soldatenpolizisten – was das auch immer ist.

Sie sagten, hier wären noch zwei Pferde und ein Wagen und sie suchten den Besitzer. Mutter erklärte, sie sei die Eigentümerin. Daraufhin hörten wir ein Loblied auf den Führer, auf Deutschland und den baldigen Endsieg. Das deutsche Militär brauche das Gespann. Widerspruch wurde nicht geduldet. Vielmehr appellierten sie an Mutters Patriotismus und außerdem bekomme sie ja eine ordentliche Quittung. Mit der könne sie nach dem Krieg Ersatz oder Geld beanspruchen.

Was blieb uns – ich meine Mutter und Großvater – übrig, als unser „letztes Hemd“ den Soldaten zu geben. Den Großvater hat es am meisten getroffen. Er war zuständig für die Pferde. Er hat sogar bei ihnen geschlafen. Sie waren für ihn Kameraden. Und wenn er mal ganz traurig war und voller Sorgen, hat er ihnen sein Herz ausgeschüttet. Bei uns konnte er ja nicht klagen, er wollte uns nicht zusätzlich ängstigen. Mutter hätte Sorgen genug, war seine Devise. Auch waren die Pferde für Großvater noch ein letztes Stück Heimat gewesen. Und jetzt?

Wir Kinder hakt es bei unserem geliebten Großvater unter. Wir wollten ihn so gerne trösten, aber wie? Alle drei haben wir zusammen geweint und die Kleine sagte: „Odadi, wenn wir wieder heimkommen, dann kaufen wir uns neue Pferde, und du kannst sie dann wieder lieb haben.“

„O Kind“, seufzte der Großvater und drückte die Kleine an sich, „werden wir je wieder heimkommen?“

Das Leben, der Alltag, es ging einfach weiter. Im Büro des Gutes gab es viel Arbeit. Wir Kinder machten dort öfter einen Besuch. Die Leute waren sehr freundlich und freuten sich, wenn wir kamen. Es wäre eine kleine Unterbrechung, sagten sie.

Als ich einmal zusah, was es dort zu tun gab, meinte ich: „Das kann ich auch.“ So kam ich in das Büro des Gutes und zum ersten Mal mit Buchführung in Berührung. Es gab damals noch keine Computer, auch keine Rechenmaschine, aber endlos



Tafel an der Kirche zu Almasch/Bácsalmás

lange Zahlenreihen zu addieren. Und das konnte ich gut. Ich hätte ihnen viel Arbeit abgenommen, lobten sie mich. Und mir hatte es viel Freude gemacht. Ich fühlte mich (fast) erwachsen.

Aber der nächste Schlag folgte bald. Eines Tages tauchten zwei Personen auf. Sie kämen von der Stadtverwaltung und sie suchten uns, sagten sie. Sie müssten uns mitteilen, dass wir umquartiert würden. Was? Warum denn?

Nun, eine Erklärung gab es nicht, man brauchte eben diesen Hof, ganz einfach.

Aber sie würden uns zu unserer neuen Bleibe bringen, trösteten sie uns. Und sie würden uns auch beim Umzug helfen. Was blieb uns anderes übrig? Es war für uns eine mittlere Katastrophe. Hier auf dem Hof hatten wir uns – trotz allem – wohl gefühlt. Hier wurden wir geachtet und manchmal sogar zum Mittagessen eingeladen. Hier konnte ich etwas tun, das mir auch Spaß gemacht hatte – und jetzt das!

Aber es half alles nichts. Sie kamen mit einem Leiterwägelchen und darauf luden wir unsere Habseligkeiten. Allerdings mussten wir mehrmals fahren, denn die zwei Holzkisten waren ja auch noch da.

Die Menschen von der Stadtverwaltung brachten uns über den Stadtrand hinaus. Dort stand ein einzelnes Gasthaus. Eine Treppe führte außen am Haus nach oben in den ersten Stock zu einem großen ehemaligen Tanzsaal. In jeder Ecke wohnte eine Familie. Die Eingangstür war in einer Ecke und gleich rechts daneben, diese Ecke war fortan unser „Zuhause“.

Uns gegenüber rechts wohnte ein „Professor“ mit seiner Frau. Ob er wirklich Professor war, weiß ich nicht. Er wurde jedenfalls von allen so genannt. In der restlichen Ecke saß eine Familie aus Jugoslawien, zwei Frauen und ein Mädchen, die etwa 6-jährige Katharina.

Wir waren alle sehr deprimiert und richteten uns ein, so gut es ging. Die Wirtsleute stellten einen kleinen Herd hin, auf dem wir alle kochen könnten. Wir müssten uns eben absprechen. Viel zu kochen gab es sowieso nicht. Auf die Lebensmittelmarken gab es so wenig, dass Großvater sagte: „Das ist zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.“

In der Woche gab es pro Person 500 g Brot. Das hat die Mutter gleich jedem zugeteilt. „Wer alles auf einmal isst, der hat halt die restlichen Tage nichts mehr“, mahnte die Mutter. So manches Mal schaute ich mein Brot an. „Kann ich mir noch einen Bissen leisten oder habe ich dann morgen nichts mehr?“ überlegte ich.

Großvater aß immer weniger. Er steckte uns öfter eine Scheibe Brot von seiner Ration zu. Und wenn wir Kinder dann sagten, er müsse doch auch essen, das sei ja alles schon wenig genug, dann antwortete er: „Ihr müsst vor allem essen, ihr müsst noch wachsen.“



Strassenkreuz zwischen Almasch und Kunbai

Bei unseren Spaziergängen fanden wir eine Waldlichtung. Dort gab es unzählige Pilze. Es waren aber auch unzählige Menschen, die sie sammelten. Auch wir füllten eine Tüte, brachten sie der Mutter. Sie kochte die Pilze, und das war dann unser Mittagessen. Wir hatten noch nie vorher Pilze gegessen, verzogen auch entsprechend den Mund. Wir konnten uns etwas Besseres vorstellen. Auch Großvater war nicht sonderlich begeistert; er witzelte: „Na ja, Kalbfleisch ist es nicht, aber besser als nichts.“

Dann war dort noch ein Acker, darauf hatte der Bauer Futtererbsen gepflanzt. Aus diesen Schoten haben wir eine Suppe gekocht. Großvater mahnte uns, wir sollten nur am Rand pflücken, damit die Pflanzen nicht zertreten würden, denn sie sollten ja noch als Viehfutter dienen. Dafür hatten wir Verständnis – als Bauernkinder.

Manchmal gab es Fliegeralarm. Hier gab es keinen Keller. Es waren auch nur wenige Häuser, nur weite Felder, Wälder und tiefe Schluchten. In so einer Schlucht saßen wir, wenn die Flugzeuge über uns hinwegdonnerten – und beteten. Nicht zuletzt auch für unseren Vater – den wir manchmal schmerzlich vermissten – den uns der liebe Gott nach diesem „dummen“ Krieg wieder zurückgeben möge.

Unser Saalgenosse, der Professor, ging viel spazieren. Wenn er sich anschickte hinauszugehen, hüpfte auch die kleine Katharina hoch, um ihn zu begleiten. Sie wich ihm nicht von der Seite. Und sie schwatzte ununterbrochen. Er nannte sie deshalb „Katharina Plaudertascherl“.

Meine Schwester und ich, wir beide mieden ihn ein bisschen. Warum, das konnte ich nicht sagen. Er spielte oft mit seiner Frau Mühle. Wir kannten dieses Spiel auch, Großvater hatte es uns beigebracht. Eines

Tages holte der Professor seine Mühle-Vorlage heraus und fragte uns beide, wer von uns mit ihm spielen würde. Ich lehnte ab, aber die Anni wollte es probieren. Es dauerte nicht lange, und er hatte schon gewonnen. Also noch ein Spiel! Und wieder hat die Anni verloren. So ging das eine ganze Zeit, das Kind hat immer verloren, konnte aber doch nicht aufhören. Schließlich konnte sie die Zornestränen nicht mehr zurückhalten, rannte zum Großvater und ließ sich von ihm trösten. Großvater war wütend. „Was ist das nur für ein Mensch“, fragte er sich, „der ein Kind so quälen kann?“ Ja, Großvater hätte sie halt gewinnen lassen oder hätte ihr verschiedene Tricks gezeigt. Aber das kann nicht jeder, wie wir beim Professor erkannten.

Eines Morgens schlug uns Oma vor: „Wenn ihr mir heute viele Pilze bringt, dann gibt es zum Mittagessen einen guten Kalbsgulasch.“ Also gingen wir zur Lichtung. Aber es mussten schon viele Leute vor uns dort gewesen sein. Jedenfalls fanden wir nur ganz wenige Pilze. Mit langen Gesichtern brachten wir diese der Oma. Sie schaute unsere Ausbeute lange an und

meinte: „Auch wenn es wenige sind, es wird doch etwas Feines werden mit unseren Restkartoffeln zusammen. Ihr werdet schon sehen!“

Die Oma hatte unsere Niedergeschlagenheit erkannt und wollte uns aufmuntern, obwohl sie selbst verzweifelt war. Aber was bringt's? Wir versuchten, uns immer wieder gegenseitig Mut zu machen. Das war manchmal auch bitter notwendig.

Während wir mit der Oma sprachen, kam die Mutter hinzu. Sie fragte uns nach dem Großvater. Jetzt erst fiel uns auf, dass wir ihn den ganzen Vormittag noch nicht gesehen hatten. Wir Kinder beschlossen ihn zu suchen. Mutter sagte: „Wartet, ich gehe auch mit.“

Anni wusste: „Der ist immer im Wald.“ Sie kannte seine Wege und sein Versteck am besten. Bald sahen wir ihn tatsächlich, er saß neben einem Baum auf dem Boden. Als er uns erblickte, wollte er aufstehen. Aber er war so schwach, dass er strauchelte. Wir Kinder sprangen hin, drückten ihn wieder auf den Moosboden und setzten uns dazu. Alle waren wir entsetzt. Wir hatten nicht bemerkt, dass Großvater immer schwächer geworden war, während er seine Essration uns Kindern überließ. Wir beide waren den Tränen nahe. Unser geliebter Großvater!

Und die Mutter erklärte: „Nein, so kann das nicht weitergehen, es muss etwas geschehen!“

Sie ließ uns beide beim Großvater, ermahnte uns aber, pünktlich beim Mittagessen zu sein. Mutter eilte zurück, öffnete ihre „Schatztruhe“, nahm von der neuen Damastbettwäsche und ging zum nächsten Bauernhof. Dort tauschte sie die Sachen gegen Brot, Wurst, Mehl, Kartoffeln usw.

Als wir dann mit Großvater zum Mittagessen eintrafen, zeigte uns die Mutter diese Herrlichkeiten. Wir staunten alle und Mutter sagte: „Was nützt uns das alles in der Kiste? Wir wollen leben, wir wollen wieder heim.“

Der Brotlaib war riesengroß. Großvater durfte ihn anschneiden. Könnt ihr euch vorstellen, mit welcher Ehrfurcht er erst mit dem Messer drei Kreuze auf den Brotlaib zeichnete – also im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes? Erst jetzt schnitt er ihn entzwei. Jeder bekam ein Stückchen Brot, das haben wir ganz langsam vor dem Mittagessen gegessen.

Jetzt waren wir reich, wir hatten genug zu essen. Jetzt kam auch Großvater wieder zu Kräften. Als die Vorräte aufgebraucht waren, schlug die Mutter vor: „Wir wollen wieder zur Bäuerin gehen. Wir nehmen den großen Bodenteppich mit.“

Großvater sollte mitgehen, denn der Teppich war schwer. So geschah es dann auch. Den Teppich nahm die Bäuerin gerne und die Unseren brachten lauter gute Sachen mit: Brot, Mehl, Schinken, Butter, all die Dinge, von denen wir noch vor einigen Wochen nur träumen konnten.

„Aber noch etwas anderes ist geschehen,“ erzählte die Mutter. Wir beide erschrakten, denn wenn es etwas Neues gab, dann war das bestimmt nichts Gutes. Doch die Mutter lachte. Also, dachten wir, kann es nichts Schlimmes sein. Deshalb fragten wir, was es denn noch gäbe? Und die Mutter erzählte weiter, dass die Bäuerin sie gefragt hätte, ob sie nicht Lust hätten, bei ihr auf dem Hof zu arbeiten. Seit der Krieg aus sei – namu, das haben wir ja noch gar nicht gemerkt – seien viele ihrer Arbeiter gegangen. Sie hätte zwar noch Personal, aber jetzt, wenn die Ernte bald käme, könnte sie gut noch ein paar Hände gebrauchen.

Was mich damals ziemlich beschäftigt hatte, war: Wie ist es möglich, dass wir nicht gemerkt oder gehört haben, dass der Krieg aus ist. Es ist wahr, wir waren schon lange nicht mehr in eine Schlucht geflüchtet. Erst jetzt fiel mir auf: Wir hatten auch schon lange keine Flugzeuge mehr gehört, wie früher so oft. Wie dem auch sei, vielleicht – so dachte ich – können wir jetzt, wenn alles gut geht, wieder heimfahren.

Vorläufig aber gingen Mutter und Großvater jeden Tag zum Bauernhof. Großvater war glücklich. Er hatte etwas zu tun, und dann auch noch eine Arbeit, die er gewohnt war und die ihm Freude bereitete. Er war nämlich mit Leib und Seele Bauer. Nur das Essen war nicht so nach seinem Geschmack. Auch Mutter bestätigte, sie habe noch nie so gegessen. Alle aßen aus einer Schüssel, na so was! Das kannten wir nicht. Bei uns aß man aus Tellern. Aber die Mutter wollte nicht, dass gelästert wurde und beendete das Thema mit dem Satz: „So sparen sie

sich halt den Abwasch.“

Die Bäuerin war sehr zufrieden mit unseren beiden. Das glaube ich gerne. Die haben nämlich geschafft, als wenn es ihr Eigentum wäre. Und deshalb machte die Bäuerin uns ein Angebot: Wir könnten bei ihr auf dem Hof wohnen. Es wäre uns doch sicher recht, wenn wir aus der Tanzsaal-Ecke herauskämen, meinte sie. Damit hatte die Bäuerin Recht.

Aber die Mutter hatte gehört, dass es einen Sonderzug für ungarische Flüchtlinge in die Heimat gäbe. Dieser Nachricht wollte sie unbedingt nachgehen, ehe sie zusage. Also ging der Großvater allein auf den Hof. Die Mutter hief in die Stadt.

Am Abend dann, als wir alle beisammen saßen, rückte Mutter mit der Neuigkeit raus. Es stimmte, dass in Wels ein Zug mit ungarischen Flüchtlingen und Emigranten zusammengestellt werde. Sie habe uns auch gleich mit angemeldet. Wir werden also nach Wels fahren. Es war jetzt Anfang August 1945. Hurra! Wir freuten uns riesig. Großvater jubelte und lachte: „Kinder, wir fahren heim!“ So fröhlich hatten wir Großvater lange nicht gesehen.



Kreuz gegenüber der Kirche im Park

*Fotos: J. Gaugesz
Fortsetzung folgt*

Namensmagyarisierung

Namensmagyarisierungen in Nadwar/Nemesnádudvar und Hajosch/Hajós Teil 5 (Teil 1-4 siehe Batschkaer Spuren 22-25)

Magyarisierungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Namensänderungen, Namensmagyarisierungen kommen bis heute noch vor. In beiden Dörfern wurden noch einige Namen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verändert, aber nicht mehr so viele wie früher. In Nadwar wählten zwei Brüder im Jahre 1965 einen neuen Namen. Aus Baumgärtner wurde Bakonyi. Der ältere Bruder war Soldat, als man ihm einen höheren Rang anbot, falls er seinen deutschen Namen ablegt. Sein Vorgesetzter bot ihm drei Namen an, von denen er wählen konnte. Diese waren Bánfi, Bánkúti und Bakonyi. Ein anderer Familienname wurde 1964 geändert. Aus Wittmann wurde Várnai. M. Wittmann arbeitete als Sekretär des Exekutivkomitees beim Gemeinderat, es war ihm empfehlenswert einen ungarischen Namen zu tragen.

In Hajosch ließen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr Menschen die Namen magyarisieren als in Nadwar. Es wurden einige gleiche Namen verändert, aber die Familien waren nicht verwandt.

Die magyarisierten Namen waren die folgenden:

Alter Namen	Neuer Name	Jahr
Haberbusch	Havasi	1973
Hayerbacher, A.	Hargitai	1964
Pets, F.	Pataki	1965
Petsch, F.	Pécsi	1968
Petsch, J.	Pécsi	1972
Petsch, J.	Pataki	1961
Sziogl, I.	Szigeti	1980

Diese sieben Namen wurden seit dem Zweiten Weltkrieg in Hajosch verändert. Der Name Petsch kommt mehrmals vor, sie ließen den Namen wahrscheinlich wegen der Bedeutung in der ungarischen Sprache ändern. Bei diesen Namen kann man eindeutig die Tendenzen erkennen, die hinsichtlich der Namensmagyarisierung im Allgemeinen bis heute bekannt sind.

Die Wiederaufnahme des ursprünglichen Namens kam in Nadwar nur in einem Fall vor, obwohl viele diese Möglichkeit hätten ergreifen können. Heutzutage ist man wieder bestrebt, die alten Namen in irgendwelcher Weise zu behalten. Es wurde eine Firma gegründet, die nach dem deutschen Namen der Familie (Baumgärtner) benannt wurde.

In der letzten Zeit gibt es in den beiden Dörfern keine Namensmagyarisierung mehr, von allen wurden die neuen Namen akzeptiert. Die deutschen Namen kommen nur in Privatgesprächen vor, als man die Person anders nicht identifizieren kann. Banner beschreibt die Situation der Verwendung der neuen Namen in Elek folgendermaßen: „Jedenfalls hat die Gemeinschaft die anfangs ungewöhnten ungarischen Namen aufgenommen, sie gebraucht sie immer öfter auch in der deutschsprachigen Konversation, die zweite und dritte Generation aber findet diese bereits für selbstverständlich“ (Banner 1981: 299). In den von mir untersuchten Dörfern ist es auch nicht anders. Die Älteren erinnern sich noch zwar an die deutschen Namen, aber benutzt werden diese nur selten. Die jüngere Generation kennt die ursprünglichen Namen nicht mehr oder nur in einigen Fällen.

Die Namensmagyarisierung ist bis heute ein heikles Thema. Die Generation der ersten Antragsteller, also die Gewerbetreibenden sind nicht mehr am Leben. Meine Interviewpartner ließen ihre Namen nach dem Zweiten Weltkrieg ändern. Für sie ist es schwer, über diese Geschehnisse zu sprechen, viele verdrängten die Erinnerungen. Man kann an ihrer Haltung zum Thema erkennen, dass die Magyarisierungen nach dem Zweiten Weltkrieg zwar freiwillig waren, aber diese Menschen wollten nur ihr Vermögen retten und das Dorf nicht verlassen.



Statue im Nadwarer Hotter Gestiftet von Johann Melcher, Anna Schauer, Alois Micht, Susanna Baumgärtner - 1901

Foto: J. Gaugesz

Eva Krausz
Fortsetzung folgt

Familiengeschichte

Familiengeschichte im 20. Jahrhundert Teil 7

(Teil 1-6 siehe Batschkaer Spuren Nr. 20-25)

In unserer Serie veröffentlichen wir Auszüge aus der Diplomarbeit von **Angela Ginder-Vándor**, die sie an der Eötvös József Hochschule geschrieben hat.

Familientreffen, das Aufleben der verwandtschaftlichen Beziehungen

Erster Besuch der Urgroßeltern in Ungarn

Die Großeltern meiner Mutter, Erzsébet Dirnbach und Károly Krämer, und die Eltern von Károly wurden 1948 nach Döbelen ausgesiedelt. Die Familienmitglieder der Familie Krämer (Adam Dirnbach und seine Familie) wollten in einem Seifenbetrieb Arbeit bekommen. Einmal gingen meine Urgroßeltern in eine Fleischerei hinein, wo sie sich nur umschaauen wollten. Sie redeten mit dem Inhaber, dessen Frau die armen ausgesiedelten Menschen bedauerte. Der Inhaber wollte aber billige Arbeitskraft, so gab er meinen Urgroßeltern Arbeit. Der Inhaber war zufrieden, weil das Geschäft immer besser ging. Die zwei Fleischermeister arbeiteten gut zusammen. Nach zwei Jahren ließen der Fleischer Döbritz und seine Frau meine Urgroßeltern und auch die Urgroßeltern in ein dreistöckiges Familienhaus umziehen. Die Familie konnte hier schon unter günstigeren Umständen leben, aber noch immer ärmlich. Meine Urgroßmutter beschäftigte sich viel mit Doris, mit der Tochter des Fleischermeisters, die mit meiner Mutter gleichaltrig war. Sie schrieben auch einander einige Briefe. Doris schrieb viel über meine Urgroßmutter meiner Mutter, die ihre Großeltern nur über Fotos kannte, weil meine Mutter 4 Jahre alt war, als sie ausgesiedelt wurden. In ihrem Herzen war aber die Hoffnung dort, dass sie sie einmal treffen kann. Im Jahre 1956, nach den geschichtlichen Ereignissen wurde das Heimweh der Urgroßeltern noch stärker. Zuerst fuhren die Alleinstehenden nach Hause. Meine Urgroßeltern dachten auch an die Heimkehr, aber sie hatten nur im März 1968 Mut nach Hause zu fahren. Meine Mutter und ihr Bruder warteten sehr auf ihre Großmutter, sie erinnerten sich ja an sie nicht mehr, und sie kannten die Großeltern Katz auch nicht. Für meine Mutter war die zu Hause gebliebene Urgroßmutter Maria Liebhauser, die Frau von Johann Dirnbach sehr wichtig. Sie lebte noch, als ihre Tochter nach Ungarn fuhr.

Meine Mutter erzählte:

"Im Jahre 1958 war ich noch nicht 14 Jahre alt, mein Bruder war 12 Jahre alt, als meine Großmutter einen Besuch in Ungarn abstattete. Wir gingen sehr spannend auf den Bahnhof. Wir bestellten einen Fiaker zu dem Zug, der aus der Richtung Kiskunhalas heranfuhr. Als meine Mutter ihre Eltern erblickte, wurden ihre Augen tränenvoll. Sie stiegen aus dem Zug aus, sie standen nur und schauten uns. Ich fühlte, daß sie zuerst uns, die Kinder umarmen wollten, aber wir sahen sie sehr verwundert an, so küßten sie ihre Tochter zuerst. Danach drückten sie uns mit Tränen in den Augen an Herz. Nach einigen Minuten brach meine Mutter das Schweigen.



Károly Krämer und seine Frau Elisabeth Dirnbach
Treffen mit den Cousins und Verwandten aus der BRD 1962

- Kommt! Auf uns wartet der Fiaker vor dem Bahnhof.

Wir stiegen ein, und fuhren in den anderen Teil der Stadt. Der Fiakerfahrer wusste über das große Ereignis, darum hielt er vor dem Haus in der Szabadság Straße, wo die Mutter meiner Großmutter, ihre Schwester Mária und ihr Schwager Jakab auf der vor dem Haus stehenden Bank saßen. Das Gesicht meiner Urgroßmutter strahlte vor Glück, und sprach zu uns, dass es uns jetzt so gut wird, weil unsere Großeltern hier sind. Wir sprachen mit der Urgroßmutter ungezwungen und freundlich, wir schmiegt uns an sie, und die Großmutter musste es ein bisschen traurig, eifersüchtig, zur Kenntnis nehmen, dass ihre Mutter zu uns näher steht als sie und der Großvater. Mit dem Fiaker fuhren wir weiter. Mein Großvater stand vor unserem Haus, er wartete zu Hause auf seine Schwiegereltern. Nur nach einigen Stunden wurde es mir bewusst, dass ich auch Großeltern habe. Das war ein besonderes Gefühl. Ich hoffe, dass niemand in unserer Familie so ein Gefühl kennenlernen muss."

Forschungstätigkeit nach dem Grab von Peter Ginder

Mein Vater war schon Erwachsen, als er seinen Vater suchen ließ. Im Jahre 1962 erfuhr er von dem Roten Kreuz, warum sein Vater aus dem Krieg nicht nach Hause kommen konnte. Er wurde verletzt, und während des Krieges gab es wenig Medikamente, deshalb ist er an Blutvergiftung gestorben. Er wurde in der Stadt Neuburg an der Donau beerdigt. Das Rote

Kreuz hat später meinem Vater ein Paket mit den persönlichen Dingen meines Großvaters gesandt. In diesem Paket waren das blutige Handtuch meines Großvaters, drei Fotos, ein Schnappmesser, ein Kamm und sein Soldatenkalender.

Im Jahre 1962, als mein Vater vom Roten Kreuz die Informationen bekam, teilte er es zuerst den Verwandten in Deutschland mit. Er wusste, dass die Großmutter das Grab ihres Sohnes aufsuchen wird. Meine Urgroßmutter, Onkel Michael und Tante Lisi fuhren in die Stadt Neuburg an der Donau an das Grab von Peter. Nur jetzt konnten alle glauben, dass Peter wirklich gestorben ist. Im Jahre 1964 fuhr mein Vater mit seiner Tante Frau Wittmann, (Barbara Ginder) und mit seiner Nichte zu der Großmutter und zu dem Onkel nach Deutschland. Mit ihnen ging mein Vater zu dem Grab seines Vaters. Damals stand noch die originale Grabstätte. Nach einigen Jahren wurde dieser zentrale Friedhof verlegt. Statt des Friedhofs, der in dem Zentrum der Stadt stand, wurde ein neuer, großer Friedhof am Rande der Stadt gebaut. Die Opfer des Zweiten Weltkrieges wurden exhumiert. Barbara besuchte gerade dann ihre Mutter, und sie wollte auch das Grab ihres Bruders sehen. Sie war entsetzt, als sie den alten Friedhof erblickte, aber sie wurde zu dem neuen Friedhof geführt, wo sie informiert wurde. Der bisher falsch geschriebene Name Gindler wurde auf Ginder korrigiert. Auf dem neuen Friedhof wurde ein Denkmal für die Opfer des Zweiten Weltkrieges gestellt. An einem Grabstein stehen zwei Namen. Wenn wir nach Deutschland fahren, legen wir unsere Blumen, Kerzen und unseren Kranz über die Gedenktafel meines Großvaters Peter Ginder und seines Kameraden Istvan Fent.

Das Treffen der Geschwisterkinder in der Familie Ginder

Meine Urgroßmutter Ginder war immer der Zusammenhalt der Familie. Nachdem sie nach Deutschland umgezogen waren, begann eine Veränderung in der Familie. Mein Vater begann in dieser Zeit seinen Vater durch das Rote Kreuz suchen zu lassen. Da erfuhr er, dass sein Vater in Deutschland begraben wurde. Das war im Jahre 1962. In dieser Zeit hatten die schon in Deutschland lebenden Verwandten Mut, nach Hause zu fahren. Zuerst fuhr Hans Ginder, der Sohn von Onkel Michael nach Ungarn. Mein Vater und Hans wurden in Csávolj in dem Großelternhaus zusammen erzogen. Nach 16 Jahren konnten sie zuerst einander froh umarmen. Die 22- und 25-jährigen Jungen freuten sich riesig über das Wiedersehen. Hans verbrachte nur wenig Zeit zu Hause, aber das versuchten sie gut auszunutzen. Sie besuchten auch ihr Heimatdorf Csávolj. In ihr Geburtshaus gingen sie nicht hinein, weil sie Angst hatten, dass die ins Haus eingezogenen Leute aus Oberungarn sie nicht gern empfangen würden.

Onkel Michael, der als SS-Soldat einrückte, hatte noch keinen Mut nach Ungarn zu fahren, aber er hätte die zu Hause gebliebene Schwester Barbara, deren Kind und meinen Vater sehen mögen. Die Urgroßmutter sandte einen Einladungsbrief ihrer Tochter und auch meinem Vater. So fuhren sie, Barbara, ihre Tochter Veronika und mein Vater nach Deutschland, um die Urgroßmutter, den Onkel Michael und seine Frau zu besuchen.

Entschädigung

Das serbische Parlament verabschiedet das Restitutionsgesetz

Serbiens Parlament hat am 26. September ein Gesetz zur Rückgabe enteigneten Anwesens mit entsprechender Entschädigung („Restitutionsgesetz“) eingeführt. Die Entschädigung der Eigentümer verstaatlichten Eigentums soll durch Naturalrestitution oder den Erhalt von Staatsanleihen erfolgen. Soweit es möglich ist, wird der Besitz in seinem natürlichen, ursprünglichen Zustand widergegeben. Sollte das nicht möglich sein, kommen die bereits erwähnten Staatsanleihen bzw. Barzahlung entsprechend einer Vorauszahlung zur anstehenden Ausgabe der Anleihen zum Tragen. Das verabschiedete Gesetz sieht keine Restitution in Form eines Ersatzes vor, wie dies anfangs von den betroffenen Eigentümern angefordert wurde.

Zurzeit werden in Serbien 150.000 Restitutionsanträge erwartet. Gegenstand der Rückgabe wird jener Besitz (Bauland, landwirtschaftliche Flächen, Wälder, Waldflächen, Mehrfamilienhäuser, Bürogebäude als auch bewegliche Sachen und Betriebsgebäude) sein, welcher im Zuge der „revolutionären Gesetze“ nach dem 9. März 1945 enteignet wurde. Der Besitz wird zudem auch Holocaust Opfern, denen zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs auf serbischem Territorium Schaden zugefügt wurde, zurückgegeben. Ein Recht auf die Rückgabe des Besitzes kommt Angehörigen von Besatzungstruppen nicht zu.

Die Basis für die Berechnung der Entschädigungshöhe wird der gegenwärtige Marktwert des Besitzes sein. Der Höchstwert einer Entschädigung pro Besitzer wurde bei 500.000 € festgesetzt. Der Gesamtwert, der Entschädigungsbeträge wird bei 4,5 Mrd. € liegen, von denen 2 Mrd. Anfang 2015 in Form von Anleihen mit zweiprozentigem Zinssatz ausgegeben werden. Die Dauer der Auszahlung der jährlichen Raten an ehemalige Besitzer wurde mit 15 Jahren beschränkt.

www.oesw.org/2011/10/03/das-serbische-parlament-verabschiedet-das-restitutionsgesetz

Anmerkung der Redaktion:

Durch das neue Gesetz sind auch viele Batschkadeutschen betroffen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der Kollektivschuld verurteilt, enteignet, teilweise physisch vernichtet und vertrieben wurden. Von ihnen leben auch heute noch welche unter uns in Baja und in der Umgebung. Ab März können zwei Jahre lang die Anträge eingereicht werden. Die nötigen Beweise und Dokumente können in Sombor im Archiv beschaffen werden.

Verein

Deutscher Kulturverein Batschka

Am 10. Februar 2012 hat der Verein seine Jahresvollversammlung im Ungarndeutschen Bildungszentrum gehalten. Trotz der großen Kälte wohnten mehr als 50 Mitglieder der Veranstaltung bei. Nachdem die Tagesordnungspunkte angenommen worden



sind, fasste **Hans Glasenhardt**, Vorsitzender des Vereins, die vielseitige Tätigkeit des Vereins im vorigen Jahr zusammen. Die vielen Ausflüge und kulturellen Veranstaltungen waren gut besucht und sollen zur Freude der Interessenten auch dieses Jahr fortgesetzt werden. Aus dem Finanzbericht von **Frau Piroška Dombi** stellte sich heraus, dass der Verein gut gewirtschaftet hat und eine Summe von beinahe vier Millionen Forint zur Verfügung steht. Der Verein hat vor, in der nahen Zukunft in Baja eine Immobilie zu kaufen, damit die Organisation einen Sitz mit Gemeinschaftsräumen hat. Die Mitglieder des Vorstandes haben schon mehrere Hausteile besichtigt, aber mussten feststellen, dass in dieser Preiskategorie nichts Geeignetes zu finden ist. Beim Kauf käme eine Wohnung auch in Frage, allerdings fehlen noch ca. zwei Millionen Forint.

Nach einer Diskussion wurde vereinbart, dass ein Unterkonto eröffnet werden soll, um Spenden für den geplanten Kauf empfangen zu können. Vorstandsmitglied **Josef Manz** machte darauf aufmerksam, dass alle Personen einen Prozent ihrer Steuergelder einer Organisation anbieten können. Der Verein dürfte auf diese Möglichkeit, seine Einnahmen zu erhöhen, nicht verzichten. Deshalb forderte er alle auf, in der Familie und im Freundeskreis für den Verein zu werben.

ManFred

Programme des Vereins im Frühling 2012:

31. März-1. April (Samstag-Sonntag) Ausflug nach Nagyörzsöny als Gäste vom AKUFF (Arbeitskreis Ungarndeutscher Familienforscher) Weitere Auskunft bei Dr. Kornel Pencz oder Hans Glasenhardt; Teilnahmegebühr: 10.000 Ft

28. April-1. Mai (Samstag-Dienstag) Ausflug nach Krakau und Wieliczka.
Teilnahmegebühr: 50.000 Ft

27. Mai Tagesfahrt nach Fünfkirchen, Besichtigung der erneuerten Innenstadt (Zsolnay) und Teilnahme am Pfingstfestival
Weiteres Vorhaben: Theaterbesuch in Szekszárd (DBU)



Der Vorstand des Vereins versammelt sich am ersten Mittwoch des Monats um 17 Uhr im Haus der Minderheiten (Baja, Szabadság u. 23). Die Sitzungen sind öffentlich.

Ständige Veranstaltungen: An jedem ersten und dritten Sonntag des Monats finden in der Innenstädtischen Kirche Heilige Messen in deutscher Sprache um 10.30 Uhr statt. Am zweiten und am vierten Samstag des Monats sind in der Heiligen Antonius Kirche stille deutsche Messen um 7.30 Uhr.

Für die Programme können Sie sich bei den folgenden Vorstandsmitgliedern anmelden:

Eva Huber 06 30/488 9189; Josef Manz 06 20/326 4886; Hans Glasenhardt 06/20 388 7653

Liebe Freunde, Sie können 1% Ihrer Steuer frei einer gemeinnützigen Organisation und 1 % einer Kirche zukommen lassen. Bitte unterstützen Sie unsere Vereine!

Bácska Német Kulturális Egyesület, 6500 Baja, Duna u. 33.
Adószám: 19045762-1-03

Bácskai Németekért Közalapítvány, 6500 Baja, Duna u. 33.
Adószám: 18360268-1-03
„Kraul Antal” Fúvószenekar Egyesület, 6521 Vaskút, Kossuth L. u. 91.
Adószám: 19049704-1-03

Im Namen des Vorstandes: Hans Glasenhardt



Aufruf

Am 10. Februar 2012 fand die Vollversammlung
des Deutschen Kulturvereins Batschka
im Ungarndeutschen Bildungszentrum
6500 Baja Duna u. 33. statt.

Die Mitglieder würdigten die bisherige Tätigkeit der
bedeutendsten zivilen ungarndeutschen Organisation
der Region und beschlossen den Erwerb einer kleinen eigenen
Begegnungsstätte.

Da die bisher ersparte Summe zur Anschaffung einer Immobilie
nicht ausreicht, wurde ein

Aufruf zur Spendeaktion

beschlossen.

Liebe Landsleute und Freunde,
unterstützen Sie bitte nach Möglichkeit unser Vorhaben!

Kontonummer (OTP): 11732033-20002736
Bácska Német Kulturális Egyesület
Kennwort: SPENDE

Vielen Dank für Ihre großzügige Hilfe.

Im Namen des Vorstandes: Hans Glasenhardt

Ansichtskarten

Alte Ansichtskarten aus donauschwäbischen Siedlungen Gesammelt von Diplomingenieur Wilhelm Busch

Der Zirtzer Ordensgeistliche **Alois Schützenberger** (1851-1923) war deutscher Abstammung aus dem Buchenwald (Bakony). Wie bereits in *Nummer 24 der Batschkaer Spuren* angekündigt veröffentlichen wir Auszüge aus seiner Begründung, warum die Deutsche Sprache als Umgangssprache erhalten werden soll.

Erhaltung des Deutschen als Sprache des Umgangs

Auf den Gütern des Zisterzienserordens sind die deutschen Kolonisten gleichzeitig Kinder der Pfarren. Berend, Polan, Deutschewel, Herzogendorf, Wallendorf sind Mischdörfer mit deutscher Mehrheit, Zirtz und Koppen sind deutsche Siedlungen. Durch ihre Besiedlung hat er [= der Orden] auf den Gütern seiner Abtei blühende Wirtschaften, wohlhabende Gemeinden entstehen lassen, in den deutschsprachigen Pfarrkindern hat er dem Vaterland werktätige Hände, fleißige Ackerbauer, friedsame, pflichtbewusste Bürger gegeben; er hat sie zur Vaterlandsliebe, ihre Nachkommen zu ungarischen Patrioten erzogen.

Sämtliche Charakterzüge der germanischen Art, ihr unermüdlicher Fleiß, ihre Ausdauer, ihr zäher Hang an den Gebräuchen der Ahnen, ihre nüchterne Frömmigkeit, ihr religiöser Eifer, ihre Liebe zur Heimat und somit zum neuen Vaterland wurden durch den Zisterzienserorden bewahrt und gepflegt, allein ihr teuerster Schatz, ihre Sprache wurde von ihm bekämpft. Zu Beginn der Kolonisation ist dieser Kampf in der ersten Zeit der Einrichtung und der Organisation unter dem Einfluss der ersten Freude über die neue Heimat, gemäß dem Geiste der Zeit und infolge der geringen Zahl der aus der Fremde stammenden Ordensbrüder schonungsvoll, um durch den Kampf gegen das höchste Gut, die Sprache nicht das ganze große Kolonisationswerk mit einem Schlage zu zerstören. Wo die Kolonie gemischt war, gibt es bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsch-ungarische Lehrer, ist die Sprache des Unterrichts ungarisch und deutsch, bildet die ungarische Sprache den Gegenstand ausnehmender Pflege.

In diesem Jahrhundert geht die Madjarisierungstätigkeit des Zisterzienserordens mit bestimmter Richtung und mit zielbewusster Arbeit an. Die Bestrebungen, um Zirtz von der Abtei Heinrichau unabhängig zu machen, sowie die zunehmende Anzahl der aus Ungarn gebürtigen Ordensbrüder machen jene Bande ununterbrochen locker, welche die Kolonisten an die Heimat ihrer Ahnen erinnerten, während die Madjarisierung infolge der im Jahre 1814 erfolgten Eingliederung der Abteien Pilisch-Pastau, der Übernahme ihrer rein ungarischen Ordensbrüder und der vollkommenen Verselbständigung der Abtei Zirtz mit Riesenschritten vorwärtsschreitet. Im angehenden Jahrhundert sind die Eroberungen der ungarischen Sprache in den mischsprachigen Kolonien wie Berend, Roßbrunn, Deutschewel, Herzogendorf, ja sogar in Wallendorf und Polan unverkennbar, allein Zirtz, Eßtergart, Nannau, Porwall, Koppen sind jene Pfarren, wo die ungarische Sprache, wenngleich sie in der Schule den ihr gebührenden Platz einnimmt, nicht imstande ist, in die tausendfachen Verhältnisse des Lebens bezwingend einzudringen, wo die Sprache des Umgangs deutsch ist.

Wo steckt der Grund dafür? Am wenigsten lag es am patriotisch gesinnten Zisterzienser: Wir finden Hindernisse und Ursachen, die außerhalb seiner Kompetenz liegen und für ihn unüberwindlich sind, die ich erwähnen muss, um die Erhaltung der deutschen Sprache des Umgangs zu erhellen.

a) Die Bewohner der einsprachigen Kolonien kamen mit ihrer einen Sprache in allen möglichen Umständen aus, in ihrem Beruf, im Kreise ihrer Familie und in ihrem Haus sowie in ihrem Umgang mit anderen. Noch mehr sogar nicht nur im eigenen Dorf, sondern auch bei ihren Begegnungen mit den Bewohnern der Nachbargemeinden, da auch diese meist derselben Zunge sind. Sie lebten meist isoliert, Handel und Verkehr gibt es kaum und über die Gemarkung des eigenen Dorfes verkehren nur wenige in der nächsten Stadt, wo sie von Handwerker und Kaufmann nicht nur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, aber zumeist auch heute noch deutsch angesprochen wird; er kam mit seiner Sprache aus und empfand die ungarische Sprache nicht als eine Notwendigkeit. (...)

b) Der Kampf um die ungarische Sprache war unrichtig. Wenn überall, so besonders bei der Madjarisierung sind Weise und Mittel am wichtigsten. Das Volk für eine Sprache zu gewinnen, ihm diese beliebt zu machen und beizubringen und dadurch das Volk in seiner Sprache zu verändern ist durch Gewalt nicht möglich, besonders nicht im erwachsenen Alter, und es ist am wenigsten möglich und erlaubt an der Stätte seines höchsten Gutes, in der Kirche. Es wurde also ein verfehlter Kampf geführt gegen die deutsche Sprache, eine falsch angewendete Methode und eine äußerst zweckwidrige Bestrebung zur Madjarisierung, die in der Kirche einsprachiger Gemeinden vor Alten und Erwachsenen ungarisch predigen ließ; es hat anstatt Gutes Böses herbeigeführt; der Pfarrer selbst hat die Religiosität dem Herzen seiner Pfarrkinder entzogen, der Pfarrer selbst hat sie mit dem Evangelienbuch aus der Kirche weggejagt, vor allen Dingen, wenn der Pfarrer ihrer Sprache nicht mächtig war. (...)

c) Die älteren Mitglieder der Familie, vor allem die Frauen, verstehen und reden gar nicht ungarisch, ja sie sprechen unter sich fortwährend deutsch; der ungarische Sprachgebrauch der Schuljugend bzw. der Generation, die die Schule gerade verlassen hat, findet im Kreis der Familie keine Unterstützung und gar keine Verwendung. Er fällt der Vergessenheit anheim; der heranwachsende Jüngling bzw. das heranwachsende Mädchen ist wieder deutsch und bleibt deutsch, ohne es bemerkt zu haben, weil die ständige Übung, die ungarische Konversation ihm abgeht. Dagegen gibt es Leute, die aus den engen Grenzen ihres Heimatdorfes — wenn auch nur für kürzere Zeit — in die Stadt oder in ein ungarisches Dorf verpflanzt wurden; sie haben die ungarische Sprache erlernt und sie sprechen beide Sprachen mit der nämlichen Flüssigkeit.

d) Als ein nicht zu unterschätzender Faktor steht die Sprache der Nachbardörfer vor uns. Die benachbarten, in mancher Hinsicht aufeinander angewiesenen Gemeinden stehen in guter und in schlechter Richtung, also auch sprachlich in einer Wechselwirkung. Zirtz ist von den angrenzenden deutschsprachigen Kolonien Eßtergart, Nannau, Wallendorf, Epling, Roßbrunn, Akli und Goldbrunn umgeben: wäre nun die begeistertste Bestrebung imstande, das deutsche Wort zu verdrängen, wo man diesem doch zuhause wie in der Nachbarschaft auf Schritt und Tritt begegnete? (...)

Die Wechselwirkung der Nachbardörfer in Bezug auf Brauchtum, Volksrecht, Lebensform. Baustil usw. springt also derart in die Augen, und sie kommt in noch größerem Maße in der gemeinsam gesprochenen Sprache bzw. in ihrer Erhaltung zum Ausdruck.

e) Ein wesentlicher Faktor in der Erhaltung des Deutschen in den deutschen Dörfern des Buchenwaldes ist das eigenartige Isolierungsvermögen, die Abkapselung des deutschen Elements. Eheschließungen zwischen Einwohnern verschiedener Gemeinden kamen häufig vor. Der Deutsche nimmt nur sein eigenes Element aus seiner Umgebung, was sich auf die Umgebung nicht im Mindesten umgestaltend auswirkt. Ungarische Mädchen heiraten nicht einmal im eigenen Dorf in eine deutsche Familie ein, noch weniger gehen sie aus einer ungarischen Ortschaft in eine deutsche; kommt auch diese Seltenheit einmal im Jahrhundert vor, so steht das Mädchen der Umgebung allein gegenüber und eher ist sie zur Assimilation gezwungen als umgekehrt: hingegen wird ein deutsches Mädchen, wenn sie durch Heirat in ein ungarisches Dorf kommt, in ein-zwei Jahren unter dem Einfluss der ungarischen Umgebung in ihrer Sprache und ihren Manieren zu einer ungarischen jungen Frau.

f) Zu diesen, im Charakter des deutschen Volkes und in der Lage seiner Dörfer gegebenen Ursachen trat äußerst gewichtig und mit unberechenbarer Tragweite der Geist der Germanisierung, der um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommenen Epoche. Alle Bestrebungen zur Madjarisierung werden unterbunden und erstickt, die bisher errungenen Erfolge werden durch den Geist der Germanisierung nicht nur geradezu zerstört, sondern es werden dadurch vor der Festigung der Madjarisierung für eine unabsehbar lange Zeit Schranken gezogen. Das offizielle und öffentliche Leben ist in jeder Hinsicht deutsch. (...) Die deutschgesinnte Erziehung der 10—15 Jahre langen Herrschaft dieser Epoche war gerade genug, um in den deutsch- und mischsprachigen Gemeinden ein an seiner Art und seiner Sprache krampfhaft festhaltendes Deutschtum zu erziehen. (...)

Ein jedes Mitglied des Zisterzienserordens weiß, dass Nationalität und Sprache weder dem einzelnen noch den Gemeinden und den Völkern durch Gesetz und Verordnung oder durch rohe Gewalt aufzuzwingen sind, dass sie in den Leib des Vaterlandes auf diese Weise nicht einzuschmelzen sind, für dessen traurige Folgen liefert gerade die Geschichte unseres geliebten Vaterlandes Beispiele auf Schritt und Tritt in der Vergangenheit und in der Gegenwart genug. Er weiß auch, dass — wie die Naturelemente unter dem regelrechten Einfluss der Naturgesetze ihren individuellen Charakter aufgeben und in den Dienst neuer, ihren früheren Eigenschaften schroff entgegengesetzter Verbindungen treten, so werden auch die Banelemente dieser Nation der großen Vermischung der Völker huldigen, indem sie ihre individuellen Eigenschaften also auch ihre Volksart und ihre Sprache abtun und aufopfern und an der Schaffung einer einheitlichen, für die Verwirklichung ihrer Bestimmung auf einer sicheren Grundlage tätigen ungarischen Nation mitwirken, wenn die Gesetze der Prozesse der Völkervermischung und -Umbildung durch vernunftwidrige Eingriffe nicht gestört, kein Rückfall hervorgerufen, sondern im Gegenteil diese Gesetze bei der großen Arbeit der nationalen Pflicht durch Faktoren, die sich in diesem Vermischungsprozess bewahrt haben, gefördert werden. Und das ist? Die Erziehung der Menschen zu Ungarn in der Schule, im Leben und in der Kirche.

Den vollständigen Artikel finden Sie unter:

www.sulinet.hu/oroksejar/data/magyarorszagi_kisebbszek/2009/nemetek/Beitrage_zur_volkskunde_der_ungarndeutsche_n/1991/pages/012_begrundung_betreffs_der.htm



Baja – Dreifaltigkeitsplatz

Foto: J. Gaugesz

Archivfotos

In unserer Rubrik „Archivfotos“ veröffentlichen wir gerne alte Fotos von unseren Lesern. Falls Sie welche haben, schicken Sie sie bitte unserer Redaktion zu. Nachdem wir sie eingescannt haben, schicken wir sie Ihnen wieder zurück.



Mein Urgroßvater mütterlicherseits
Menyhért Etsberger



Mein Großvater mütterlicherseits
András Koch – 19. 01. 1920



András Koch um 1920



András Koch – Szeged 1924



Rückseite des Fotos mit der Aufzählung der Namen

Eingesandt von Endre Manz

Persönlichkeiten

**Eine Revue prominenter Donauschwaben
von Dipl. Ing. Wilhelm Busch**

Georg WEIFERT ist der wohl bekannteste donauschwäbische Großindustrielle, der auch heute noch in seinem Geburtsland Serbien verehrt wird.



Georg Weifert wurde am 15. Juni 1850 in Pantschowa / Pančevo - Serbien geboren. Seine Eltern waren Ignatz und Anna WEIFERT. Sein Großvater Gerog emigrierte im 19. Jhd. aus Werschetz / Vršac - Österreich-Ungarn nach Pantschowa in Serbien. Pančevo (1944: 7.919 Deutsche) war damals ein wichtiges Handelszentrum. Der Donau entlang handelte man insbesondere mit Nahrungsmitteln und hauptsächlich mit Weizen. Da es weder eine Eisenbahn gab noch Dampfboote, schleppte man die Nahrung mithilfe von Spannwagen, die von Pferden bis zum Save-Donau-Delta gezogen wurden und von dort aus die Save entlang bis hin nach Sisak. Naturgemäß ergab es sich in solch einem Umfeld, dass der alte Georg Weifert sich neben seinem Lederhandwerk auch im Weizenhandel versuchte. In kürzester Zeit wurde er einer der herausragendsten Getreidehändler in Pančevo.

Der alte Weifert war schon in den 1830er Jahren Besitzer der Brauerei Pančevo, die ursprünglich im Besitz eines Verwandten der Familie Weifert war. Mit dem Entschluss, diese Brauerei abzukauften und weiterzuentwickeln, wollte er, dass sein ältester Sohn Ignatius, der Vater Georgs, sie verwaltet. Dazu wurde dieser zum Besuch des damals angesehenen Kurses zur Technologie beim Professor Kaiser nach München geschickt. Zum praktischen Kennenlernen mit der Brauereiindustrie wurde er zu Sedlmeier, den Besitzer der Münchener Spatenbrauerei geschickt.

Das Jahr 1840 gilt nun allgemein als Gründungsjahr der Brauerei Ignatius Weifert's in Pančevo. Moderne Technologien wurden 1911 eingeführt, und die Braukapazität betrug 1929 insgesamt 100.000 Hektoliter Bier sowie 50 Waggons Malz jährlich.

Das Ansehen des Hauses Weifert stieg wie auch die Geschäftskraft unter den Händlern Pančevos, auch Belgrads ebenso wie in allen größeren Handelszentren in Ungarn und Österreich.



Georg Weifert begann früh in der Bierbrauerei seines Vaters in Belgrad zu arbeiten, welche die erste Bierbrauerei im Fürstentum bzw. Königreich Serbien war. Er absolvierte die Braumeisterschule in Weihenstephan bei München. Danach kehrte er nach Serbien zurück und übernahm die Bierbrauerei seines Vaters, die er erweiterte. Bei der Übernahme der Brauerei bereitete Georg Weifert die Sicherstellung von genügend Energie für deren Betrieb die ersten Sorgen. Damals gab es in Serbien noch keine Kohlebergwerke. Im selben Jahr, als er die Brauerei bekommen hatte, läßt Weifert als einer der Ersten in Serbien die reichhaltigen Erzkvorkommen untersuchen. Mit den Gewinnen kaufte er Kohlebergwerk „Kostolac“ (1837) – Quecksilberwerk „Avala“ (1886) – Silber- und Bleiwerke „Djurina sreća“ in Ruplja (1894) – Goldwerk „Sv. Ana“ auf Deli Jovan (1901) – Goldwerk „Hl. Barbarus“ am Fluss Pek (1902) – Kupferwerk „Sv. Djordje“ in Bor (1903) – Goldader-Bergwerk „Sv. Ignjat“ in Bela Reka (1905) – Kohlebergwerke „Podvis“ (1909) – Magnesiumabbau in Čemernica (1911) – Arbeiten zu Untersuchungen in: Miroč (1888), Rudnik (1896), Pek (1899), Zlot (1899) und beim Fluss Timok (1903). Mit den Erträgen aus den Bergwerken wurde er zum reichsten Mann des damaligen Serbien und galt als größter Industrieller des späteren Jugoslawiens.

Im Zusammenhang mit der Errichtung der Bergwerke hier eine von Weifert überlieferte Anekdote: Damals ging man ins Dorf Ruplje nahe Gdelica, wo man Bleierz entdeckte, und so fing man in der damals öden Gegend, weit weg von Wegen und ohne Verkehrsmittel mit der Arbeit an. Weifert sagte zu diesem Unterfangen: „Es war schwer mit diesen Leuten zu leben, deren

Leben vollkommen primitiv war. Es wurden Baracken erbaut, eine kleine Apotheke errichtet, und es wurden **Betten für die Arbeiter gebaut, was die Bauern damals noch nicht kannten**. Das ganze Dorf beneidete die, die sich auf Arbeit im Bergwerk befanden. Als ich einmal nach Belgrad aufbrach, fragte ich den Popen, einen Mann alten Eisens, der genauso lebte wie alle anderen in seiner Pfarrgemeinde, was er sich mitbringen lassen möchte, denn er hat mir viele Dienste erwiesen. Im Vertrauen sagte er zu mir: „**Nur so ein Bett mit Beinen, wie ihn deine Arbeiter haben.**“ Das war der Beginn einer fortschrittlichen Kultur. Während der Zeit, die ich dort arbeitete, bekam das Dorf eine neue Physiognomie, und das neue Leben spiegelte sich in jedem Haus wider.“



Die Aktien des 1903 eröffneten Bergwerkes Bor übriggends etablierten sich Jahrzehnte lang ganz an der Spitze der Weltbörsen, gleich neben den Aktien von Royal-Dutch und anderen starken Wertpapieren.

1890 wurde Weifert zum Nationalbankpräsidenten Serbiens bestellt. Er bekleidete dieses Amt 1890 bis 1902 und 1912 bis 1914/1918.

Im Ersten Weltkrieg begleitete er als Gouverneur der Volksbank des Königums Serbien, zusammen mit den im Bereitschaftsdienst stehenden Mitgliedern des Verwaltungsrates, den Tresor der Volksbank zunächst durch alle Rückzüge vor dem Feind. Der Weg führte bis nach Athen und danach mit dem Schiff nach

Marseille, das sich unmittelbar von verschiedenen Angriffen feindschaftlicher U-Boote bedroht sah. Mit dem Tresor gelangte man in Marseille an, wo alle Wertgegenstände der Nationalbank Serbiens in die Tresore der „Französischen Bank“ untergebracht wurden. Der Nationalbank Serbiens wurde auf diese Weise eine weiterhin ungestörte Arbeit ermöglicht. Mit den Mitteln wurde unter anderem einer großen Zahl an Flüchtlingen geholfen. Nach dem Kriegsende brachte man 1919 alles wieder in das Land zurück.

Wegen seiner guten Dienste wurde Weifert schließlich 1918/1919 zum Nationalbankpräsidenten des neu gegründeten gemeinsamen Staates der Serben, Kroaten und Slowenen. Seine bekannteste Anordnung als Nationalbankpräsident des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen war der Umtausch der österreichisch-ungarischen Krone in den neuen „jugoslawischen“ Dinar, die auch zu großer Kritik führte, da der frühere serbische Dinar 1:1 in den neuen Dinar umgetauscht wurde, die Krone dagegen im Verhältnis 4:1, was vielfach zu Vermögensverlusten derjenigen Jugoslawen führte, die vormals im Staat Österreich-Ungarn lebten.

Georg Weifert war Freimaurer und Mitbegründer der Großloge des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen.



Weifert war ein großzügiger Mäzen und Liebhaber von Antiquitäten. Seine Münzsammlung vermachte er 1923 der Universität

Belgrad mit über 14.000 Exemplaren alter Geldstücke. Er förderte die Feuerwehr und war Ehrenpräsident der Feuerwehr von Werschetz. In Pantschowa ließ er die zum Gedenken an seine Mutter der hlg. Anna geweihte Kirche erbauen (in dieser Kirche ruhen seit dem 12. Januar 1937 die sterblichen Überreste von Georg Weifert) und in Bor dem hlg. Georg geweihte orthodoxe Kirche zum Gedenken an seinen Großvater.

1925 schrieb Felix Millecker auf deutsch das Buch: "Die Familie Weifert und das Brauhaus in Pantschowa", welches in Pantschowa gedruckt und verlegt wurde.

Georg Weifert verstarb am 12. Januar 1937 kinderlos. Zum Erben seines Wirtschaftsimperiums wurde sein Neffe Ferdinand Gramberg. Heute erinnert in Serbien die 1000-Dinar-Note an Georg Weifert, auf der er abgebildet ist, sowie eine Münze. Eine Stiftung erhält die Erinnerung an ihn wach.



Sonntagsgedanken

Loslassen

Immer wieder muss man im Leben das Loslassen üben

Ich habe es nochmals gezählt. 14 Umzüge habe ich in meinem Leben schon hinter mich gebracht. An die ersten Umzüge als Kind kann ich mich kaum erinnern. Schon viel mehr an den Auszug von zuhause und das Nomadenleben als Studentin. Das Umziehen war damals mehr Abenteuer als Belastung. Die Familie vergrößerte sich und beim letzten Umzug stand schon ein riesiger LKW vor der Tür. Und transportierte unseren Hausrat 500 Kilometer durch die Republik. In diesem Jahr ist es wieder soweit. Derzeit empfinde ich so eine Mischung von Grauen und Tapferkeit, wenn ich daran denke. Hab schon angefangen mit ausmisten und Keller leer räumen. Es soll Leute geben, die das gern machen. Für mich ist es richtig schwer. Weil ich eine Sammlerin bin. Am schlechtesten kann ich mich von den Sachen der Kinder trennen. Da hängen so viele Erinnerungen dran. Vielleicht bekomme ich mal Enkelkinder, die gern mit Lego und der Eisenbahn spielen. Die kann ich unmöglich weggeben. Trotzdem, ich muss weiterverschenken und wegwerfen - loslassen eben. Zwei Autoladungen hab ich schon auf den Müllplatz gefahren - und ein gutes Gefühl gehabt. Mehrere Kartons sind auf dem Flohmarkt der Kirche gelandet. Auch das erleichtert. Denn ich weiß ja ganz genau: das letzte Hemd hat keine Taschen. Schleppe ich zu viel Ballast mit herum? Die Frage stelle ich mir schon. Und beneide ein bisschen die Menschen, die mit ganz wenig auskommen. Dabei glücklich sind. Und irgendwie freier. Mir fällt Maria ein. Eine hochbetagte Dame in meiner ersten Gemeinde in Wien. Sie lebte mit ihrem Mann in einem Zimmer. Mitten im Zimmer stand das Doppelbett, daneben der Esstisch mit zwei Stühlen. Die gebürtige Tschechin war eine begnadete Köchin. Ihr Mann, ein pensionierter Ober servierte mit großer Grandezza die herrlichsten Köstlichkeiten. Obwohl sie nach dem Prager Frühling fliehen musste und nichts mitnehmen konnte, war sie nicht verbittert. Im Gegenteil - selten habe ich einen so lebenswürdigen und herzenswarmen Menschen kennengelernt. Jeden Sonntag besuchte sie den Gottesdienst und sang hingebungsvoll die alten Choräle. Sie liebte die Menschen, ganz besonders die Kinder. Und sie liebte Gott mit großer Treue. Nach menschlichem Ermessen besaß sie so wenig. Aber in ihren Augen leuchtete ein geheimnisvoller Reichtum, der alle, die sie kannten, faszinierte. Sie hat damals losgelassen, was sie besaß. Und ist doch nicht arm geworden. In ein paar Monaten ziehe ich mit meiner Familie um. Vorher muss ich unseren Haushalt durchsortieren. Verschenken, verkaufen, wegwerfen.



Kein leichtes Loslassen für mich. Loslassen muss ich aber auch Menschen, Beziehungen, Geschichten. Besonders schwer ist das, wenn ich starke Empfindungen mit ihnen verbinde. Freundschaftliche, kollegiale oder aber auch verletzte, gekränkte Gefühle.

Menschen sind da sehr verschieden. Manche schaffen es spielend, sich zu verabschieden. Und dann sind sie wirklich weg. Man hört nichts mehr von ihnen. Sie öffnen sich ganz dem Neuen. Sie machen einen klaren Schnitt. Auch wenn der bei manchen Zurückgebliebenen weh tut. Ich gehöre eher zu der anderen Sorte Mensch. Pflege Freundschaften über Jahre und über Kilometer hinweg. Mich interessiert einfach, wie es der Freundin, mit der ich Examen gemacht habe, heute geht. Und dem jungen Mädchen, das mit unsrem Sohn die ersten Lebensjahre gespielt hat. Deshalb finde ich es auch ganz schön schwierig, wenn ich in der Bibel lese: „Wer seine Hand

an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geeignet für Gottes Welt“. Jesus hat das gesagt und er hat auch so gelebt. Sehr bewusst in der Gegenwart, zugleich zielstrebig in die Zukunft, voller Gottvertrauen und voller Selbstvertrauen. Die Vergangenheit hat ihn nicht wirklich beschäftigt. Ich will ja auch Teil von Gottes Welt sein.

Aber geht es nur radikal, immer im Hier und Jetzt, nur nach vorne gerichtet, nicht reflektierend über das, was war? Kann ich nur zu Gott und seiner Welt gehören, wenn ich völlig unsentimental und nostalgiefrei den Blick streng nach vorne richte? Was Jesus sagt, bleibt für mich ein Stachel. Aber auch eine Ermutigung. Gerade wenn ich nicht loslasse. Mich in dem, was war, ein bisschen selbstmitleidig verliere. Dann hilft es mir, über Jesu Bild vom Pflugführen nachzudenken. Denn wenn ich mich zu sehr im Blick zurück verliere, dann werden die Pflugbahnen wirklich schief und krumm. Ich kann keine grade Furche mehr ziehen. Die brauche ich aber, wenn ich die neue Saat aussäen möchte, um wieder eine gute Ernte einzufahren. Im neuen Arbeitsfeld, im neuen Lebensabschnitt.

Ich glaube nicht, dass Jesus was dagegen gehabt hätte, hin und wieder mal einen prüfenden Blick zurück zu werfen. Aber er wollte wohl vor dem geübten Rückwärtsblick warnen, der sich nicht von dem abwenden kann, was war. Ob Gutes oder Schweres.

Ich werde weiter meine alten Freundschaften pflegen, sie sind mir lieb und kostbar. Aber ich werde auch viele Menschen wieder aus meiner Fürsorge entlassen. In die Obhut und Begleitung anderer. Und ich Sorge dafür, dass in meinem Kopf und Herz Raum da ist für neue Menschen, neue Geschichten, neue Erfahrungen. Ich lasse die alten los und verliere sie doch nicht. Denn ich kann sie dankbar in meinem Schatz der Erinnerungen bergen. Den kann ich zum Glück überall hin mitnehmen. Egal, wie oft und wohin ich ziehe.



Quelle: www.kirche-im-swr.de

Ungarndeutsche Literatur

Ludwig Fischer Auf weiten Wegen



Der alte Mann hatte eine Stimme, wie eine verrostete Dachrinne, eine abgewetzte Ledermütze und wackere, kleine Augen.

„Komm nur schön! Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Überhaupt brauchst du dir keine Sorge zu machen, das kann ich dir schon sagen. Mit mir, mit dem alten Gustl hast du dein Glück gemacht. Das will ich dir schon sagen, wenn du auch gleich nur ein Pferd bist. Mit dem Gustl bist du schon aus dem Wasser, Sári... Bist aber ein Prachtstück! So einen Fuchs hätte ich mir schon immer geträumt. Mensch! Sei mir aber nicht böse, dass ich so herumbrumme. Keine Ahnung, wo wir hinwollen? Was? Wenn du auch nichts sagen kannst, weiß ich, dass du ... weiß der Gustl hat Augen! In die Ziegelei wollen wir. Nicht mehr so weit. Bald ist es so weit. Die Ziegelei! Ich bin schon fünf Jahre in der Ziegelei. Auch etwas. Na ja, fünf

Jahre. Ich fahre die Ziegel mit der Lore in den Brennofen. Der Chef hat mir versprochen, dass du nicht in die Lehmgrube kommst. Er hat es mir dort auf dem Markt versprochen, als er dich gekauft hat. Weißt, der Mann mit dem Auto. Ich werde schon sorgen für dich. Du kommst nicht zu den Teufeln dort in der Lehmgrube. Die prügeln alle Pferde kaputt.“

Im Tal erblickten sie das weite Gelände der Ziegelei. Oben das Blaugrün eines Waldes.

Gustl brachte das Pferd zu einem alten Gebäude.

„Der Stall. Na schön, Sári. Da wollen wir jetzt hinein. Mach doch keine Komplimente! Wir sind schon an Ort und Stelle. Ich werde dir gleich etwas Heu bringen, etwas Wasser. Der Gustl weiß auch ganz prima Heu. Ich werde dir Kleehheu bringen. Wie Tee. Die werden sich morgen große Augen machen. So ein Prachtstück! Hast noch keine Ziegelei gesehen? Das glaub ich dir schon. Na komm schön – habe schon gestern frisches Stroh gestreut.“

Das Pferd stand im Eingang. In seinen großen Augen war noch etwas Licht. Auf die Ziegelei rieselte leise die Dunkelheit.

Es wollte mit all seinen Sinnen in die Ferne horchen. Da war ja alles so fremd. Nichts war vom Geruch der Bauernhöfe da, nur Stroh, wo ist aber der Geruch, der warme Geruch des Hofes geblieben. Da ist alles so unheimlich still, keine Katze, kein Hund, hin und wieder eine ferne metallene Stimme ... wo sind sie alle geblieben?

„Komm, Sári! Ich muss noch mit meinem alten Fahrrad ins Nachbarsdorf. Ich werde dir auch Würfelzucker mitbringen. Das werde ich. Du wirst's schon mit dem Gustl schön haben. Du und ich! So ein Pferd!“

Er packte es wieder am Zügel. Das Pferd wartete lange. Durch das staubige kleine Fenster spähte schon der Mond in den engen Stall. Und das Pferd wartete noch immer.

Den kleinen Alten hatte es schon längst vergessen. Ihn schon. Was soll der kleine Stall da mit dem Rummel; Wo sind sie alle geblieben? Sie müssen, sie werden kommen, um es abzuholen. Es wollte nicht schlafen, nur warten. Das Pferd wartete auf die bekannten Schritte. Auf das Lächeln in der Stimme. Na Sári, gehen wir? Komm mein Fuchs, wird er sagen. Wo bleibt aber Franz. Franz, Franz, wie klingt das auch so schön. Sein Herr ist der Franz! Nicht einschlafen! Es spitzte die Ohren. Es wollte nicht einschlafen, nur die bekannten Schritte wollte es warten. Ein leichter Schlummer verwischte aber nach und nach den Rummel, den kleinen Stall, das kalte Gelb des Mondes, auch die Stille verwischte das Schlummern mit der Zeit. Zuerst vernahm es das freudenvolle Bellen. Waldi! Was will denn Waldi mit seinem Bellen? Es zuckte ihm durch den ganzen Körper. Es war, als wären sie draußen auf dem Feld. Jeden Schollen hatte Sári im Sinn. Auch die alte Weide am Wegesrand. Das Rauschen der Kukuruzfelder, das Wogen der weiten Ährenfelder, ihren Wagen im Schatten der Weiden. Das leichte Schlummern brachte Sári nach Hause ... als hätte der Ruf aus unendlicher Weite ... Sári ... Sári ... Sári! Dann hörte es wieder nur noch die stille warme Stimme. Sári, mein Fuchs, gehen wir? Wollen wir nach Hause gehen? Es zuckte nur im Schlaf. Fahren wir, mein Fuchs? Und am Rande der Träume waren die Wege. Die nach Hause. Die Wege vom Kukuruzfeld, die Wege aus dem Wald, aus dem Weingarten ... alle Wege führten nach Hause, durchs offene Tor in den Hof. Die langen Wege und die kurzen, die nassen und die staubigen, die Wege bei Tag und bei Nacht ... alle sie führen nach Hause, in den Hof, wo alles bekannt ist, die Bäume und der Brunnen. Da hat alles seine bekannte Form, Farbe, den bekannten Laut, Geruch ... bald werden sich auch die bekannten Schritte nähern. Es wollte nicht einschlafen, es wollte auf die Schritte warten. Sie werden auf dem langen Weg nach Hause kommen ... Sie werden es, Waldi wird voller Freude im Hof herumjagen, man wird es in den Stall führen ... Schön, Sári und am Morgen geht's dann wieder hinaus auf das Feld. Nur die Stille, die endlose Stille der Nacht! Es wollte die bekannten Schritte hören! Sári, ich komme schon. Die Stille! Das Warten wurde immer mehr zur Unruhe. Es erinnerte sich an den Morgen. Was sollte der Morgen? Warum kamen sie alle zum Stall? Sie hatten was in ihrem Blick, in der Stimme.

Aber was?

Der Mond spähte kalt in den kleinen Stall.

Das Pferd horchte nicht mehr in die Stille. Es war schon zu müde.

Aus der Ferne brachte eine leichte Brise das Gebell eines einsamen Hundes.

Das Pferd vernahm kaum noch das ferne Bellen. Der Schlaf führte es zu den Wegen, zu den langen Wegen, zu den nun endlich langen Wegen, zu den Wegen, die alle nach Hause führen. Diese Wege führen an den Kukuruzfeldern vorbei, sie führen an den Weingärten vorbei, man ruft ihnen nach, man winkt ihnen zu, doch hört es nur noch ein leises Rufen. Fuchs, mein Fuchs! Wo bist du denn geblieben, Sári? Und die Kukuruzfelder rauschen, die Weingärten sausen, der Wald läuft ihnen zu, die Häuser laufen an ihnen vorbei, dann hört es auch das freudige Gebell Waldis ... Müde zuckte es im Schlaf.

Der Mond beleuchtete die Ziegelei mit einem gelblich fahlen Licht. Weit in der Nacht bellte ein Hund.



Waldi saß vor dem leeren Stall. Er wartete auf das Pferd.

„Du warst so lange, Franz!“

„Lange! Bis man da alle Formalitäten erledigt und zu seinem Geld kommt!“

„Weißt, ich hoffe noch immer. Ich meinte, du wirst Sári nicht verkaufen.“

„Schön.“

„Franz, du verstehst mich nicht. Sári war uns allen ans Herz gewachsen. Sei mir nicht böse, aber wie uns das arme Tier am Morgen dort vor dem Stall mit seinen großen Augen anschaute. Als wollte es fragen.“

„Fragen!“

„Als wollte es fragen, warum tut ihr das. Warum wollt ihr mich ...“

„Schon wieder diese Übertreibung.“

„Warum muss ich ...“

„Das Pferd fragte nichts.“

„Ich habe noch immer seine traurigen Augen vor mir.“

„Traurig oder nicht traurig. Hat nichts zu sagen. Das Pferd musste verkauft werden.“

„Als hättest du mit Sári unsere schönsten Jahre aus dem Hof, aus unserem Leben geführt. Heute war mir alles so leer.“

„Nimm das Geld da!“

„Unser Judaslohn.“

Sie schauten still vor sich hin. Starren in die Nacht hinaus.

„Wir hatten keinen Ausweg, Rosi. In der Stadt hat jeder Heller seinen Platz. Wollen wir in der Stadt Fuß fassen, müssen wir jetzt noch aufbrechen. Und es wird sich schon alles fügen.“

„Und wer hat Sári gekauft? Wo ist unser Fuchs?“

„Eine Ziegelei.“

„Ziegelei? Du meinst eine Ziegelei? Da werden diese armen Teufel so richtig verprügelt. Die werden unser Sári zum Tod quälen.“

„Wo kann man heute noch Pferde loswerden? Die Bauern lassen ihre Pferde auf dem Markt stehen. Was sollten wir mit dem Ross angefangen? Und so hast auch noch etwas Geld.“

„Ist das nicht unmenschlich?“

„Wenn wir unsere Dörfer verlassen wollen, müssen wir auch Bindungen, Erinnerungen, Gefühle zurücklassen ... und dazu braucht man auch Geld.“

Müde erwachte das Pferd aus seinem Schlaf. Vor dem Stall war schon ein reges Hin und Her.

„Guten Morgen! Der Gustl ist schon da. Gut geschlafen, was? Das glaube ich! Und guck mal, was dir der Gustl gebracht hat! Na? Würfelzucker! Ich schnappte ihn noch am Abend. Nimm doch! Prima so ein Würfelzucker. Willst nicht? Hast auch recht. Ich werde dir erst Futter bringen. Wasser und dann haben wir ja mit dem Zucker noch Zeit. He, he. Der Tag ist lang. Wir beide werden's aber schon schaffen. Werden die auch große Augen machen! Ich werde schon sorgen für dich. Keine Angst!

Das kannst du mir schon glauben. So ein Prachtstück! Jetzt kommt aber erst das Striegeln. So. So schön. Auch die Mähne da. Da wird jetzt etwas Ziegelstaub dazu kommen. Wirst schon sehen. Da wird alles rot von dem herabrieselnden Ziegelstaub. Wir werden's aber schaffen. He, he. Warum willst du nicht fressen? He? Hafer, Mensch. Prima Heu. Klee. Du wirst doch nicht traurig sein, Sári. Nicht traurig sein! Wasser. Auch nicht?“

Sári spitzte nur die Ohren. Horchte in die Ferne.

„Dann bringe ich dein Geschirr. Hat nichts zu sagen. Ich bringe dein Geschirr und wir machen uns auch an die Arbeit. Ich muss dir auch noch etwas Fachkenntnisse beibringen. Da bist du kein Bauerspferd mehr. Nee. Wir sind da alle Industriearbeiter. Du bist auch Industriearbeiter in der Branche Ziegel. Prima, was? Arbeitsbeginn um sechs, Arbeitsschluss um sechzehn. Schön, was? Jetzt habe ich dir alles erklärt. Deine Bauerskollegen plagen sich noch auf den Feldern, dich führt der alte Gustl um sechzehn in deinen Stall und du kannst dich deinem Gedanken überlassen ... So, jetzt wollen wir mal sehen. So, komm schön, Sári ... vor diesem mächtigen Schornstein brauchst dich nicht zu fürchten. Der steht schon fest.

„He Gustl! Hast's ja heut so eilig! Lass doch das Ross da etwas angucken.“

„Schön, was?“

„Wenn man an diese Klepper da in der Ziegelei gewöhnt ist. Mensch, ein prächtiger Fuchs! Ein prächtiges Pferd.“

„Es hat nicht wenig Geld gekostet. Gestern haben wir es mit unserem Chef gekauft.“

„Prächtig. Ein schönes Bauersross. Das hat man schon auf dem ersten Blick.“

„Von einem Schwäbischen.“

„Die haben prima Pferde. Und die wollen jetzt Haus und Hof loswerden und in die Städte ziehen.“

„Auf dem Markt hast du an jeder Ecke einen Schwaben mit einer Kuh oder mit einem Pferd. Der hat für den Fuchs da ein schönes Geld bekommen.“

„Die wollen jetzt nur in die Stadt. Und das Pferd jagt er in die unbekannte Fremde. Oder meinen diese Leute, dass die Ziegelei ein Erholungsheim sei? Das arme Tier ahnt es nicht einmal, welch Schrecken es da erwarten.“

„Der Chef hat mir versprochen, dass der Fuchs nicht in die Grube kommt.“

„Versprechen kann man schon. Schau dir das schöne Pferd an, Gustl! Die Augen, den stolzen Kopf. Schön bist du, schön. Brauchst dich nicht zu fürchten. Wir meinen es gut mit dir. Wie heißt das Pferd?“

„Sári.“

„So, Sári.“

„Józsi, hättest etwas Zeit für uns?“





„So, schön Sári. Hast schon bemerkt, als warte das Pferd? Als erwarte es jemanden.“
„Ich will Sári Unterricht erteilen. Es war ja bis jetzt nur vor einem Bauerswagen gespannt. Ich will dem Pferd zeigen, wie man die volle Lore in der Kurve ziehen muss, dass das volle Zeug uns nicht über die Gleise springt.“

„Ich verstehe schon, Gustl. Hast schon recht, Alter. Ich werde mich hinten auf die Lore stellen und die Bremse handhaben, du führst das Pferd. Hast schon recht.“

„Schön, Sári. Komm, komm! Siehst, das sind da die rohen Ziegel, da werden sie getrocknet. Die fahren wir mit der Lore in den Brennofen. So, so, stell dich nur schön da vor die Lore. Den Schwengel. So, wirst schon sehen, das ist kein holpriger Dorfsweg. Wir werden's schon schaffen.“

Das Pferd zog an. Gustl führte es, Józsi stand hinten auf der Lore mit der Bremse in der Hand.

So führte es vor Jahren Rosi vor dem Feldpfug durch das Kukuruzfeld, durch die Rübenreihen. Gustl trottete in seinen großen Gummistiefeln zur Seite, Sári roch in die Weite. Es vernahm den Duft der Felder. Dort kannte es schon jeden Busch. Die einsamen Akazienbäume, die alten Weiden, das Fern und das Nah ... Jeder Weg hatte etwas zu sagen, Sári hatte alle Wege in den Sinnen. Die weiten und die nahen, die nassen und die staubigen. Der Frühling setzte immer frische Gräser an die Wege. Der Herbst wehte schwere Regenschauer über die Wege ... doch führten sie alles froh, der Hund, die Katzen, die Hühner, die Enten. Im Gleisbogen war immer ein schneidendes Geknirsch und Geknarr.

Gustl stand stolz hinten auf der Lore. Sári musste man nur einmal den Weg zeigen.

„Halt, Sári! Da können wir uns schon ein wenig ausschnaufen. Guck mal, was ich da für dich zu Hause geschnappt habe. He? Würfelzucker! Willst noch immer nicht?“

Sári schaute traurig auf den kleinen Mann herab.

„Zucker?“

Was soll denn all das?

Was?

Das Geklirr, der ständige Lärm?

„Kommt er noch immer nicht?“

Franz? Kommt Franz noch immer nicht?“

Es schaute hinaus auf die Landstraße. Das stille Warten wurde immer mehr zum Schrecken.

In den großen Augen des Pferdes wurde aus allem nur noch Verlassenheit und Einsamkeit. Aus Gustl, aus den Gleisen, aus den unendlich vielen rohen Ziegeln, aus dem fahlen spätsommerlichen Blau des Himmels.

„Du hast's schon gut, Sári! Das kann ich dir sagen. Hast's besser als ich. Willst nicht meinen Zucker. Weißt du, was mir der Zucker da List kostete? Du kennst nicht meine Frau. Wenn du wüsstest, was ich da List aufbringen musste, bis ich an den Zucker kam. Du kennst nicht Kati, meine Frau. Leider habe ich's nicht so leicht, wie du. Marschierst nur so zwischen den Gleisen fort. Du hast ja einen Gustl, der sich kümmert, dass du es schöner hast. Na ja. Wer wird mir Zucker oder sagen wir etwas Schnaps schnappen? He? Na, hat ja nichts zu sagen. Los geht's Sári, die Lore ist leer.“



Von den Feldern wehte eine leichte Brise den herben Duft der Kukuruzfelder an der Ziegelei vorbei. Gustl stand hinten auf der Lore, die auf den Gleisen leicht dahinrollte. Still rieselte roter Ziegelstaub auf Bäume, auf das welke Gras, auf Gustl und aufs Pferd. Leicht rieselnd, knisternd... hie und da kreischten die eisernen Räder auf den Gleisen... Das Pferd wieherte in die Weite, es vernahm den Gruß der fernen Kukuruzfelder, das saftige Rascheln der Kukuruzfelder, die Brise erinnerte es an die Ferne, wo alles wartet... die Wege, die Maulbeeräume an den Wegen, das Gras an den Wegen, die herbstlichen Feldblumen, der Hohlweg mit seinen Büschen und Sträuchern. Sie erwarten es alle. Die Vögel und auch die Bienen auf den fahlen Blumen, das herbstliche Schimmern der Felder, die Schatten. Alle warten sie... Nur Franz kommt noch immer nicht. Noch immer nicht! Am Morgen wartete es noch, spähte in die Ferne, späte hinaus auf den Landweg, es meinte, man wird des Weges kommen, man wird sich zur Lore stellen. Da bin ich, Sári! Man wird es ausspannen. Das ferne Bellen erinnerte es an Waldi. Wenigstens Waldi! Der sollte da vorbeikommen, der zottige Waldi. Der kennt alle Wege. Am Hohlweg werden schon die Büsche bunt. Die Büsche nehmen schon ein blasses Gelb und Rot an. Sári ging mit dem eisernen Rollen hinter sich zwischen den Gleisen. Knisternd rieselte das Rosa des Ziegelstaubes.

Die Sonne meinte es immer wärmer.

„Siehst, du Sári, das schöne Wetter sollte andauern. Das prima Wetter. Dir kann es ja völlig egal sein. Was hat es für dich zu sagen? Du schreitest da vor der Lore dahin, am Nachmittag bringe ich dich wieder in deinen Stall, bekommst dein Futter und kannst dich ganz gemütlich deinen Gedanken hingeben. Das kannst du schon. Gustl hat's aber nicht so schön. Das kann ich dir schon sagen. Ich muss noch mit der Kati, mit der gnädigen Frau hinauf in den Weingarten. Na ja. Was den Weingarten betrifft... das tue ich schon gern. Weißt, am schattigen Weinstock wächst jetzt der Wein. Ein Gläsel Rotwein. Die warme Herbstsonne meint es schon schön mit den Beeren.“

In der Lehmgrube entledigte man sich der Hemden und Hosen. Man freute sich über das warme Herbstwetter.

„Na siehst du, jetzt haben wir auch noch etwas Zeit zum Ausschnaufen. So. Schön, Sári. Etwas Pause. Ich werde dir mal etwas Heu holen. So. Ich habe dir da die Bremse angezogen. Jetzt kannst ruhig stehen. Die Lore kommt nicht los. Feines Kleeheu wird dir der Gustl bringen.“

Sári schaute ihm traurig nach.

Unweit der rostigen Gleise hatte man einen zerzausten Zwetschenbaum.

Sári hatte es immer mehr mit der Furcht zu tun. Es wollte, Gustl wäre schon da.

Es wieherte Gustl nach.

Es spitzte die Ohren.

Auf einmal wurde alles still.

Die Maschinen der Ziegelei kamen zur Ruhe.

„Stromausfall!“

„Zum Henker!“

„Was ist passiert?“

„Stromausfall.“

„Géza, lass das Zeug, Stromausfall.“

„Das Ross? Lassen wir das Ross da stehen?“

„Was kümmerst du dich um Dinge, die gar nicht an dir liegen?“

„Ich komme schon, Mensch!“

Oben stand das Pferd am Rande der Lehmgrube. Ein voller Kippwagen. Einsamkeit. Erwürgende Traurigkeit. Der Schimmel schaute nicht den dahineilenden Leuten nach. Die großen Augen hatten eine gläserne Leere. Voll von Wunden und voll mit dicken Fliegen auf den Wunden stand es vor Kippwagen. Das rechte Auge hat man ihm mit einer dumpfen Schaufel zerschlagen, das linke mit einem scharfen Stein ausgeworfen... Der Schimmel schaute schon lange nicht mehr hinab zur Landstraße. Er wartete nicht mehr und wollte auch nicht auf die weite Straße. Im Schlaf, da zuckte es manchmal durch seine Glieder, als wäre er auf dem weiten Weg, als hätte er das Laufen, das Dahinsausen um sich, als zöge ihn die Ferne... manchmal war es ihm, als ruhe eine Hand auf seinem Hals... Was hat man die denn angetan, Mancí? Die warme Hand! Die Hand eines Menschen! Aus der Ferne, aus dem Traumbild der Ferne hörte der Schimmel die Stimme, aus der Verwischtheit der langen Monate schimmerte ihm die Blondheit eines Mannes zu. In der Nacht der Qualen hörte er, wollte er die Stimme hören. Mancí! Komm, mein Schimmel, was hat man dir denn angetan? Der blonde Mann legte ihm seine warme Hand, ja auf die tiefen Wunden legte er seine warme Hand. Das Pferd zuckte zusammen. Aus seinen leeren Augen quoll es Nass... es wollte den schweren Kopf heben, es wollte in die Weite horchen... doch war es nur der Mond, der still in den Stall spähte.

„Habt ihr gesehen? Der Gustl hat ein neues Pferd.“

„Nicht schlecht.“

„Ein prima Fuchs.“

„Komm, machen wir uns den Stromausfall zum Nutzen! Man hat uns noch etwas Zwetschken auf dem Baum gelassen.“

„Das ist auch ein Schwabenpferd. Die Leute verstanden es, wie man mit Vieh umgehen muss.“

„Kommst mir schon wieder mit deinem tollen Quatsch! Wir haben für solche Dinge keine Zeit. Da muss produziert werden und basta! Was willst du nur immer mit deiner Duselei? Wenn du was verdienen willst, muss auch geleistet werden.“

„Ist schon klar. Der Fuchs ist doch ein schönes Pferd.“

„Komm auch in die Grube. Wird nicht so lange dauern und den Fuchs haben wir in der Grube. Das kann ich dir schon sagen. Mit dem Wrack dort oben geht es ja bald dem Ende zu.“

„Komm doch Mensch! Jani, wollen wir uns nicht über Zwetschken hermachen?“

Sári überkam eine lähmende Furcht.

„Was glotzt mich so an? He? Du hast noch ganz große, glänzende Augen. Das hast du noch, du Mistvieh!“

„Jani, komm doch!“

„Du weißt noch nicht wer der Jani ist, wirst es aber es bald wissen. Ich werde dir schon den Stolz aus den Augen jagen. Das verspreche ich dir, du Mistvieh!“

Er wollte dem Pferd ins Auge spucken. Sári stand still vor der Lore, als weinte es vor sich hin.

„Guck mal, Leutchen, das Vieh da hat keine Ahnung, wer ich bin. Was starrst mich denn so an? Willst auch noch vielleicht zubeißen?“

Jani nahm einen Ziegel in die Hand.

„Dass du dich an mich erinnerst!“

Sári wicherte in die Ferne. Es wicherte schmerzvoll. Alle sollen sie es hören. Die Wege, die weiten Wege, der Hof am Ende der weiten Wege, der Stall, Waldi, Franz, Rosi. Alle sollen sie es hören. Das Pferd wollte los, doch stand die Lore fest.

„Damit du dich an den Jani erinnerst!“

Er wollte das rechte Auge treffen.

Sári schaute zitternd auf das verschwitzte rote Gesicht.

„Willst auch noch los? Schaut mal, der Fuchs will losfahren!“

Er suchte einen Stock.

„Na los, los! Willst noch los?“

Die Männer kamen alle zurück.

„Der Jani versteht schon sein Handwerk.“

„Mensch, das Ross macht uns noch das Geschirr kaputt!“

„Ich werde gleich das Mistvieh da kaputt machen.“

Er versetzte dem Pferd einen mächtigen Schlag.

Sári röchelte, wollte sich auf die hinteren Beine stellen, fiel aber auf die Knie.

„Auf, auf, du Mistvieh! Ich strecke das Ding zu Boden.“

Sári konnte nur noch mit Mühe aufstehen.

„Wisst ihr, wie mein Alter diese Biester auf die Beine brachte? Mein Alter war im Pferdewesen Spezialist.“

Seine Augen zuckten gelb im verschwitzten Gesicht.

„Feuer legte der Alte unter das Biest. Phänomenal, was? Mir reicht auch mein Prügel. Glaubt ihr das?“





Aus den Nüstern des Pferdes tropfte Blut.

Jani hob den Prügel.

Sári wollte sich vor Furcht auf die hinteren Beine stellen. Jani schlug mit teuflischer Wut zu.

„Willst noch? Brauchst noch? Ich mache dich zum Wrack, du Mistvieh!“

Sári machte einen entsetzten, verzweifelten Ruck. Das Leder des Geschirrs ging in Stücke, alles ging in Stücke.

Jani wollte dem Pferd mit einem Spaten noch einen Schlag versetzen, doch traf der Schlag nur noch die Lore.

„Du Vieh! Die Fahrräder! Rasch die Fahrräder herbei! Alles auf die Räder, wir werden das Vieh bald erwischen!“

Gusti kam aus dem Hof der Ziegelei mit Heu im Arm.

„Was habt ihr gemacht? Was habt ihr mit meinem Fuchs gemacht?“

„Wir? Alter Töpel! Hast das Ross allein gelassen und das hat sich den Reißaus genommen.“

„Nee.“

„Schwatz doch nicht, Alter! Sei froh, dass wir dir helfen wollen.“

Das Pferd machte auf der Landstraße halt.

Dicker Staub. Steine der abgewetzten Straße. Maulbeerbäume. Das Blut sickerte ihm salzig in das Maul. Es blickte nicht mehr zurück, nur auf den weiten Weg in die Ferne.

Dann ging's los!

Aus der Ferne näherten sich Kukuruzfelder. Alles näherte sich dem Pferde.

Pferdewagen wurden immer größer. Pferde und Wagen. Leute auf dem Wagen. Die Maulbeerbäume sausten vorbei. Staub und

Steine spritzten in die Höh. Man stellte sich auf den Weg, man winkte, Hunde jagten ihm nach, Kirchtürme tauchten aus der

Ferne auf, Häuser, weiße Häuser liefen ihm zu, man stellte sich quer auf die Landstraße, Sári hatte nur noch das Jagen in den

Gliedern. Himmel und Erde rutschen ineinander, Sári hatte nur noch das Dröhnen und Pfeifen des weiten Weges. Es vernahm

nicht mehr das Brennen seiner Wunden, es wollte nur nach Hause, es wollte wenigstens bis ans Tor... auch hinein in den Hof,

wollte sich unter den Birnbaum stellen dort am Brunnen. Schaut, was sie mir angetan haben... Das Sausen wurde immer mehr

zu einem hohlen Rauschen. Nach Hause! Weg von da! Nach Hause! Die Maulbeerbäume flatterten vorbei. Alles dröhnte, alles

flatterte... alles... die Luft wurde immer schärfer... dann bog das erschöpfte Pferd mit einem Sprung in Richtung

Kukuruzfelder ein. Was soll das? Was will denn alles? Es stand allein auf einem Kukuruzfeld. Wo sind sie denn alle? Franz,

Rosi, Waldi? Sári meinte, es wäre ihr Kukuruzfeld. Es hob nicht mehr den Kopf mit den traurigen Augen, mit den blutigen

Nüstern. Auch die Ohren spitzte es nicht mehr. Eine unendliche Stille umgab es. Es wollte nicht mehr laufen, nur stehen. Es

wünschte sich eine leichte Brise. Das wollte Sári, das Pferd. Dann platzte ein Schrei in die Stille.

„He, Jungs! Ich hab das Ross!“

Sári stand still. Es wollte nichts mehr. Nur stehen.

„Das Ross! Jani, dort steht das Ross.“

Bald standen sie mit ihren Fahrrädern alle dort. Jani brachte sein Fahrrad in den Graben. Er stellte sich vor das Pferd.

Sári schaute nicht auf

Jani versetzte einen dumpfen Schlag auf das rechte Auge des Pferdes. Er schlug mit der Faust, mit seiner schweren Faust. Sári

stand still, nur ein Jammern war zu hören. Als wäre es das bittere Weinen eines Mannes. Ein schluchzendes Weinen aus der

Ferne. Aus dem rechten Auge des Pferdes quoll Blut.

Dann führten sie das Pferd zur Landstraße.

Sári wollte in die Ferne schauen, in die Richtung, wo das Dorf ist, wo sie alle sind.

„Der Fuchs haut uns noch ab.“

„Der nicht. Los, du Vieh! Hoch mit deinen faulen Beinen! Los!“

Nach zwei Stunden brachten sie das Pferd aufs Gelände der Ziegelei zurück.



An so manchen Abenden, wenn das schwere Nass der Nebel in den Gärten liegt, und der Nachtwind sich an die Fenster legt, in

der Nacht, wenn schon das bläuliche Flimmern der Fernseher hinter den Fenstern der Nachbarswohnungen erlischt, in den

langen schlaflosen Nächten borche ich in die Nacht, in die weite, in endliche Nacht. Was soll das Unwetter schon wieder? Was

das Ächzen und Stöhnen? Man liegt still und horcht hinaus in die unendlich lange schlaflose Nacht. Das Toben des Windes

wird zu einem Sausen und Rauschen, ja als kämen da die Hunde, unsere Hunde, all unsere Hunde und die Pferde vorbei. Wisst

ihr noch, wie wir sie alle in unseren Dörfern gelassen haben. Alle haben wir sie gelassen, die kleinen und die großen, die

traurigen und die wacker dahin laufenden, alle haben wir sie gelassen.... Wer dachte noch damals vor dreißig, vor

fünfunddreißig Jahren an die Hunde, an die Pferde? Wer dachte an die Hunde, die auf uns warteten?

Man hat sie verprügelt, man hat sie verjagt... sie saßen traurig unter den Bäumen, sie horchten immer trauriger in die Weite.

Sie warteten Tag und Nacht, Tag und Nacht warteten sie auf uns. Sie liefen den Leuten nach, liefen durchs Dorf, auf unsere

Felder liefen sie. Sie warteten hungrig, nass, mit einer tiefen Trauer in den Augen, mit der herannahenden Furcht in den

Augen, mit der Erinnerungen an uns hockten sie dort unter den Bäumen, jammernd, winselnd heulten sie. Ich liege schlaflos in

der Nacht. Tobt der Wind? Macht das der Wind? Das Winseln und Heulen? Oder wären es die Hunde und die Pferde, die

Pferde und Hunde, die wir... ja, die wie gelassen haben, die Traurigen und die Wackeren, alle haben wir sie gelassen!

In den unendlich langen, schlaflosen Nächten weiß ich, dass sie uns noch immer auf der Spur sind. Ich vernehme ihr Winseln,

ihr erbärmliches Winseln. Sie hetzen sich auf den weiten Wegen nach uns.

Wäre es nur der Wind, der sich ächzend ans Fenster legt?

Nein! Die Pferde und Hunde, die da hastig vorbeikommen.

Auf der Suche nach uns.

Tagebuch

Heinrich Küntzel: Aus dem Tagebuch einer Reise in Ungarn im Sommer 1981
Teil 2

Vorbemerkung:

Die hier vorgelegten Texte bilden eine Auswahl von etwa einem Drittel des Tagebuches „Ungarn 1981“ von Heinrich Küntzel. Der Herausgeber hat an einigen Stellen zum besseren Verständnis Anmerkungen („Anm.“) beigelegt. Die ältere Rechtschreibung, insbesondere „daß“ statt „dass“, wurde beibehalten.

Günter Herrmann

Zum Autor:

Heinrich Küntzel, geboren 1933 in Nordhausen am Harz als Sohn eines Richters, übersiedelte mit seinen Eltern 1948 nach Westdeutschland. Studium der Germanistik, Philosophie und der lateinischen Philologie, Promotion über den Essay der Aufklärung. Er unterrichtete an Hochschulen und lebt mit seiner Frau in Heidelberg.

Das Bilderbuch über Georg Lukács im Buchladen: der große Mann wird einbezogen ins ungarische Pantheon, seine Kritik am Rákosi-Regime und seine „Irrtümer“ 1956 werden nicht verschwiegen, sein Wiederaufnahmegesuch in die KP schon 1957 erwähnt, seine altersweisen Äußerungen und Bekenntnisse zu Fehlern und Sinneswandel zitiert, wobei durchaus offen bleibt, ob damit sein alter Dogmatismus oder seine versöhnliche Wendung zum bürgerlichen Westen oder beides gemeint ist. Unbezahlbar das Bild von der Begegnung mit Thomas Mann 1955 in Weimar: zwei alte Diplomaten zweier Großmächte, eigentlich beide die heimlichen, verfehlten Präsidenten zweier Republiken, die unsichtbar bleiben; neben ihnen Minister Joh. R. Becher, wirklich ein Repräsentant der Macht, aber nicht der unsichtbaren, vielleicht wirklicheren. (...)

Was hat man uns nur alles über unsere Nachbarn eingeredet! Die Italiener sind faul, dabei arbeiten sie mit einer Hingabe, die man bei den Handwerkern der Nordländer vergeblich suchen würde. Ungarn, das ist Balkan, Operettenfürsten und Zigeuner, dabei ist es ein Musterländchen, ein Schwaben oder Thüringen an Gefflegtheit, höflich, pünktlich, schmuck jedes private Häuschen. Die Sagen stammen aus anderen Zeiten. Abends bis zehn Uhr pünktlich dröhnt der stampfende Rhythmus des Disco-Schiffes vom See. Man hört es, obwohl man es auch am Strande kaum noch leuchten sieht.

28.7. Gestern kam endlich die kleine kalte Dusche, die ich unbewußt immer erwartete: ein amtlicher Brief hinter dem Scheibenwischer, mit krakeliger Schrift „An den Haus-Herrn“ darauf gekritzelt. Von Ms Tochter übersetzt, war es irgendeine Aufforderung für Fremde, die man in seiner Wohnung wohnen läßt, eine Taxe an die Stadt zu entrichten. Ein scheeler Nachbar, meint sie, der immer die Wohnung haben wollte, als man sie vom Großvater erbt, müsse der Denunziant gewesen sein. Aber warum ans Auto und nicht dem „Haus-Herrn“ zugestellt? Und warum diese Taxe jetzt, wo wir doch gleich nach der Ankunft polizeilich angemeldet wurden und also die Steuer abverlangt werden konnte? Der Nachbar ist unsichtbar, wir sehen nur an der nachts geöffneten Balkontür, daß es ihn gibt. In mir steigen die dunklen Ängste der Nachkriegszeit empor: jeder kann dich wegen irgendetwas anzeigen, wegen der Vorräte im Keller, des überschüssigen Zimmers, weil dein Vater Oberlandesgerichtsrat war. Und jeder zeigte an, wie zuvor in der Nazizeit. Haß gegen Systeme, die von Denunziationen leben, gegen die Typen, die sich durch Denunziationen rächen. Was muß der einen Frust haben! Mir verdarb's die Laune. (...)



In Pécs (Fünfkirchen) besuchen wir einen alten Deutsch-Professor, den Lehrer von Robert, der uns angekündigt hat. Pécs ist eine so gerühmte alte Stadt, wie ein dreckiges Nest, und es geht einem wie Seume mit dem Erzbischof von Spoleto: Man möchte lieber Küster Klimm in Bergen als erster Parteisekretär in Pécs sein. Es liegt am Rande der großen Tiefebene, wir kommen auf langen Vorortstraßen aus den Bergen, es gibt viel Industrie, viel schmutzige Häuser in der Innenstadt, manchmal bizarre Fassaden der Jahrhundertwende, und eine Höllenmaschine von Bus, die alle 10 Minuten ohrenbetäubend und schwarze Wolken ausstoßend den Berg hinaufwill, wozu sie offenbar eines großen Anlaufs bedarf um nicht endgültig steckenzubleiben. Der Konsum scheint neu, hat ein porzellanblau funkelndes Dach, und die Synagoge, Moses' Tafeln oben auf, hat den frischesten, gelben Teint des Ortes. Der Älteste und ein junger Schammas, die Hüte auf dem Kopfe, winken uns ab. Sie warten auf die Herren vom Ministerium bei halb geöffneter Tür und festlich beleuchtetem Inneren. Was die wollen? „Da sind wir auch sehr neugierig“ antwortet der ältere Herr. Auf dem weiten Platze befindet sich die seltsame Kirche, die dann die Steine zur Moschee hergab, die wiederum zur Kirche verwandelt wurde, und nun, Gotteshaus und restaurierte Moschee zugleich, mit einer häßlichen faschistischen Erweiterung aus der letzten Horthyzeit die verwischten Spuren der Gläubigkeiten vorweist: die Türkenkuppel. Barocke Engelsfresken, die Taufkapelle, die Stalakritengewölbe ..., die Fresken des Anbaus: Heilige und Herrschaften,

uniformiert oder mit Gehrock und Hut, von vor 45. In der Vorstadt dann der Dom, dem man sein Alter nicht glaubt, so neuromanisch und neoklassizistisch ist er, umgeben von Barockhäusern aus dem 19. Jahrhundert, die Museen, Vasarely (...),

der also von hier stammt, und das scheußliche Porzellan des sagenhaften Zsolnay, der seine Künste mit ins Grab genommen haben soll (die grüne Email) – aber leider nicht vollständig genug. Immer putzen hier die Zigeuner, sie sind die Neger der Ungarn, das heißt, sie versammeln sich um einen Besen, und während einer die Gesten ausführt, stecken sich die anderen Blumen in den Mund und spielen mit den Kindern. An einer Ecke stehen zwei junge Frauen wie indische Statuen, mit ihren Besen geradezu angestrengt vor demonstrativem und ins Symbolische erhobenen Nichtstun (...)

Es scheint, ich werde mit dem Alter immer gutmütiger, meinem Vater ähnlicher – kein gutes Zeichen, weil es Mangel an Disziplin und Bemühung, die Dinge zu durchschauen und ihnen gewachsen zu sein, einschließt.

Man muß sich Mühe geben, den alten Gegensätzen nicht zu verfallen: den Ungarn, die uns freundlich gesonnen sind, weil sie gegen die Kommunisten oder gegen die Juden sind. Da gibt es welche, die noch immer die einen für die anderen nehmen. Welche, die, wenn man von Denunziationsängsten erzählt, einem von ehrenwerten Obersturmbannführern in ihrem Heimatort erzählen. Deutsche, die hier ihre alten Erinnerungen ausgraben. Nun – sie sterben aus. Aber wer erzählt uns die Leiden der Deutschen hier, ohne den Beifall der Gestrigen zu provozieren?

Unser Gelehrter empfängt uns in grüner Hausjoppe, ein zerfurchtes, von Krankheit gezeichnetes Gesicht. Der Flügel des engen Zimmers liegt voller Noten und Manuskripten, im Nachbarzimmer Wäschestöße auf dem Sofa. Sofort fängt er von seiner Arbeit zu erzählen an, als sei keine Zeit zu verlieren. Er sammelt die letzten Volkslieder aus den Mündern der Alten und aus alten Handschriften, zersungene Texte in kaum noch verständlichen schwäbischen Dialekten und schwer entzifferbarer Lautschrift notiert. Man spürt die dreifache Eile: der Drucktermin – denn sonst drucken sie's nicht, das Alter und die verschwindende Sprache. Er brauchte ein modernes Aufnahmegerät, aber unter allen möglichen Finten hat man die Schenkung, sogar das Herleihen einer deutschen Firma verhindert: nehme man es als Leihgabe, so wolle man auch über seine Verwendung entscheiden. Die Verbitterung des alten Gelehrten ist groß, größer höchstens seine Gewitztheit. Er erzählt, wie man den Funktionär und die Spitzel der Partei beim Kirchgang vermeidet – beim Kirchgang auch in der Nachbarstadt. „Da gibt es zwei, die waren Lehrer, die saufen, die hat die Partei in der Hand. Sie gehen auf dem Domplatz spazieren und schreiben die Autokennzeichen auf – und richtig, vierzehn Tage später kommt der Funktionär und fragt, ob sie in Pécs in der Kirche waren. Nein, sie waren natürlich nicht, sondern bei ihrem alten Lehrer.“

Er ist skeptisch gegen unsere Politiker. Ein 80-jähriger Schwabe habe ihm sein Mißtrauen gegen unseren Gasleitungsvertrag begründet: den Russen dürfe man erst an der Grenze das Geld für die Ware geben, sonst sei ihnen nicht zu trauen. Er glaubt uns nicht, daß unsere Politiker nicht so arglos seien, nur die Jungen oft allzu beschränkt und unerfahren. „Bei uns lernen sie das im zweiten Kindergartenjahr“, antwortet er. Das politische Verhalten ist Grundschriftwissen, was heißt -wissen, Instinkt. Die zeitgenössischen Schriftsteller, die der DDR wohl vor allem, hält er für phantasielos. „Sie müssen dem Hitler noch ein goldenes Denkmal bauen. Ohne das Thema Faschismus hätten sie überhaupt kein Thema.“ Wir müssen gehen, seine Frau, eine Krankenschwester, die ihn einst gepflegt hat, wacht über ihn. Er bricht ab.

Anschließend essen wir mit einer energischen, aufgedrehten Schwäbin und ihren drei Kindern zu Mittag. Sie hat ihren Mann zuhause gelassen – Männer sind nicht zu brauchen – und gondelt mit dem Wohnwagen überall herum. Von ihr kann man, gewitzt wie sie ist, Ungarisch lernen sie auch, Zigeunerfesten und Violinkonzerten fährt sie hinterher, einen Adressenstempel führt sie bei sich, kann man lernen wie man reist.

Der alte Herr sieht aus wie eine Mischung zwischen Volksschullehrer und Gelehrtem der alten Schule (er hat um 1938 in Berlin studiert, aber sein hartes, nicht ganz fehlerloses Hochdeutsch, das er, als einziges Bindeglied zwischen den entfernten Dörfern, Bauern und Grubenkolonien, und mit der Muttersprache, zu kultivieren sucht -. Seine Schüler haben inzwischen, unterm Geleitschutz südslawischer Minderheiten, sogar eine halbe Stunde Deutsch im Rundfunk durchgesetzt.

Seine scharfe, pointierte Ausdrucksweise unterstützt den Eindruck, daß seine Schule, wie das Deutsch dieser Sprachinseln, viel älter sei.)

Man hat ihn schikaniert: erst im letzten Augenblick bekommt er den Paß, daß er zur Verleihung des Dehio-Preises ausreisen darf. Erst an der Grenze erhält er das Visum mit der Befristung auf fünf Tage und mit dem Verbot, in Österreich anders als zur Durchreise zu verweilen. „Die haben Angst, das hat man 1956 gesehen, verschwunden waren sie da, und dann tauchten sie wieder auf als Helden – von Gnaden der Russen.“ Ich erinnere mich des steilen Heldendenkmals auf dem Friedhof von Keszthely: ein Arbeiter triumphiert mit der Jahreszahl 1956.

Was immer man vom Deutschtum im Ausland halten mag, von unserer Politik – denke ich an unsere scheinprogressiven Professoren, die sich immer noch die „Wunden“ von 1968 lecken, ihre lächerliche Didaktik, ihre Anstrengungen, wohl-dotierte Trägheit unter dem Mantel der Fortschrittlichkeit zu verbergen, kommt mir dieser alte Mann wie, ja wie ein Pädagoge vor, einer der wirklich eine historische Aufgabe übernommen hat. Er übersetzt übrigens Handel-Opern ins Ungarische, für eine Handel-Säkularfeier 1986. (...)



Tschawerl/Csávoły

Weihnachtshilfeaktion in Tschawerl/Csávoły

Alles hat im Herbst begonnen, als die Deutsche Minderheitenselbstverwaltung von Bácsbokod mich auf die Hilfslieferung aufmerksam gemacht hat, die aus Deutschland, genauer aus Oberhausen-Rheinhausen kommt. Ich habe nicht viel gezögert, ich folgte dem Prinzip: „Wenn jemand etwas gibt, nimm es an!“ und ich sagte auf die Abwicklung dieses Programmes sofort ja.



Ich stand ständig mit Herrn Manfred Rölleke, dem deutschen Koordinator der Hilfsorganisation „Konvoi der Hoffnung“ und mit der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung von Vaskút in Kontakt, da wir zusammen mit ihnen die Geschenke bekommen haben, die wir zuerst an mehreren Wochenenden sortiert haben. Neben Kleidungen bekamen wir viele nützliche Sachen: Rollstühle, Toilettenstühle, Fahrräder, Kinderräder, Kinderwippen, verschiedene Werkzeuge usw. Wir wollten zuerst die Kleidungen verteilen. Der Bedarf war riesengroß: Die Kleidungsstücke, die wir an zwei Tagen verteilen wollten, war an einem Tag vergriffen. Ein Auge von mir lachte, das andere weinte. Es weinte, weil wir hier sehen konnten, wie arm die Einwohner sind. Das andere lachte, weil es

sehr gut war, die glücklichen Leute zu sehen. Es bedeutet mir immer eine Freude, etwas Gutes zu tun, den Leuten zu helfen. Am Ende des Tages blieben nur 10 Säcke von Kleidungen, die wir sofort der Csávolyer Caritas Hilfsorganisation weitergegeben haben.

Aus der Administration stellte sich heraus, dass 400 Leute an diesem Programm beteiligt waren. Das ist ungefähr ein Viertel der Einwohner von Csávoły.

Das Christkind der Csávolyer Deutschen Minderheitenselbstverwaltung war im Kindergarten, in der Schule und im Sprechzimmer des Dorfes. Dank der Hilfeaktion aus Oberhausen-Rheinhausen konnten wir den obengenannten Institutionen vor Weihnachten Spenden geben, so konnte das Weihnachten und der Beginn des neuen Jahres für viele Leute schöner gemacht werden. Die Hilfsorganisation „Konvoi der Hoffnung“ schenkte außer den Kleidungen noch viele nützliche Sachen. In Gepäck für den Kindergarten waren viele Plüschtiere, Kinder-Spielküchen, Kinderwagen voll mit Puppen und noch andere Überraschungen. Die Schule bekam gebrauchte Schultaschen, Hilfsmaterialien zum Deutschunterricht, Bücher, Audio CD-s, DVD-s und außerdem Spiele, die im Nachmittagsunterricht benutzt werden können.

Für Sprechzimmer in Csávoły gab das Christkind der Csávolyer Deutschen Minderheitenselbstverwaltung viele Bandagen und noch andere Sachen.

Die urologische Abteilung des Bajaer Krankenhauses bekam zwei Kartons Katheter, die ich Dr. István Csöke, dem Chefarzt der Abteilung, übergab. Ich sagte ihm, dass sie dieses Geschenk unter den Weihnachtsbaum legen sollten. Außer einem Rollstuhl und einem Krankenbett konnten alle Geschenke unter den Leuten im Dorf verteilt werden. Ich hoffe, dass wir den Bedürftigen helfen konnten.

Ich möchte mich bei allen für die Hilfe bedanken, die uns bei dieser Weihnachtshilfeaktion geholfen haben. Das war wirklich eine gute Teamarbeit.

Ich hoffe, dass wir in der Zukunft den Einwohnern des Dorfes mit ähnlichem Wohltun helfen können.

Ich wünsche alles Gute für das neue Jahr!



Norbert Hamháber

Vorsitzender der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung Csávoły

Kurznachricht

Auf der jüngsten Sitzung der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung der Stadt Baja wurde einstimmig beschlossen, dass der Name des Gremiums in **Deutsche Selbstverwaltung Baja** verwandelt wird.

(Das Wort Minderheit kommt in dem neulich verabschiedeten Nationalitätengesetz nicht mehr vor, es wird überall durch den Begriff Nationalität ersetzt.)

Donauschwäbische Literatur

Unlängst ist ein Band der aus der Südbatschka stammenden donauschwäbischen Autorin **Leni Heilmann-Märzweiler** mit dem Titel *„Nachts, wenn die Erinnerungen kommen“* in Deutschland erschienen. Sie spricht in ihren Geschichten und Gedichten nicht nur ihre Landsleute an, sondern bringt das Leben in der alten Heimat, das Ende und den Neubeginn in der neuen Heimat auch ihren heutigen Mitbürgern näher. Zur Kostprobe bringen wir zwei Werke von ihr.

Das Brotbacken

Wenn meine Träume mit mir auf Reisen gehen,
seh ich oft meine Mutter vor dem Backofen stehn.
Ihr Gesicht widerspiegelt die riesige Glut,
und die knusprigen Laibe, sie duften zu gut.

Verklärt und verzaubert erschien mir der Tag;
in Wirklichkeit war er voll Mühe und Plag.
Unzähl'ge Schritte musste die Mutter einst gehen;
schon am Tage zuvor ganz früh aufstehn.

Maisstengel und Rebholz richten – das hitzte so gut –
Hefe und Sauerteig einweichen für die Brut.
Sie siebte das Mehl in den geschnitzten Trog,
sie salzte und vermischte es gut.

Eine Mulde wird noch für das Gärwerk bereitet
und die Wärmedecke darüber gebreitet.
Nächsten Morgen recht früh ging die Mutter ans Werk,
sie schürte den Ofen, vermengte den Teig.

Dann kam die Schwerstarbeit: das Kneten und Schlagen,
bis der Teig schön glänzte und anfang zu blasen.
Zwei Stunden – warmgestellt – musste er ruhn,
er darf ja nicht erschrecken, das nimmt er krumm.

Er fühlte sich wohl und ging wunderschön auf,
er schäumte beinahe zum Backtrog heraus.
Höchste Zeit, nun den Teig in Laibe zu teilen,
für jeden Tag der Woche einen.

Noch mal gut durchkneten, in den Backkorb hinein.
Dort setzte erneut sein Gärwerk ein.
Der Backofen glühte und wurde geräunt,
als Hitzetest dann eine Feder gebräunt.

„In Ordnung“, sagt Mutter „so heiß muss er sein!“
Klatsch, auf den Backschiefer drauf, in den Ofen hinein!
Wie gerne sah ich der Mutter doch zu.
Sie lächelte listig und sagte: „Na, du!“

„Wollen wir zwei was Feines uns gönnen
und auch die andern ein bisschen verwöhnen?“
Dann brachte sie Obst, süßen Quark und Speck
und belegte die köstlichen Fladenfleck.

Wie schnell hat man all das vergessen!
Wer hat heut noch Ehrfurcht vor Brot?
Wir gebärden uns oft so vermessen,
und erst gestern war Hunger und Tod.



Meiner Oma ihre Tschapudlhemm

Mei Omami, Gott hab si seelich, si war a brafes, fleißiches un spaarsames Schwobeweib. 82 Joahr alt isch sie woare un schon 20 Joahr tot. War dieTäg haww ich gmannt, si steht var mr, wis si leibt und lebt. Mit amme frohe, war boshafte un schadefrohe Gsicht.

Unsr jüngschi Tochr isch uf Besuch kumme, un wi si sou außem Auto steigt, denk ich mr noch: „Was hot si denn heint widr far a Blusn aa? Wi wenn si a Kind kriege tät!“ Uno hawwich nochmol hiegschaat, un nochmol hiegschaat, hab die fein Handarwet gsehne, di Saamli, die Riemli, die Fältli uff dr Bruscht un die Spitze an dr Ärmel. Un mit winzichi Kreizstichli zwaa rodi Buchstawwe: HB – Haag Barbara.

Blitzsawwr hot si ausgschaat, mei Christine, mit ihre knallenge Jeanshos un ihre Urgroßmuedr ihrem Tschapudlhemm – Baujoahr 1903!

Dass es sou was gibt, hawwich mr denkt, an alli meini Totsinde sin mr eigfalle.

Mr henn si allweil ausglacht, d'Oma, wenn si far ihrem Kaschte gstande isch un Schildli gschriewe hot: Des kriegt d'Kadi, des kriegt d'Nanni un des d'Leni!“ „Dass es jou ka Streit gibt, wenn ich gestorbe bin“. „Un du kriegsch mei Wanduhr un mei scheenes Tschapudlhemm“, hot si zu mir gsagt.

„Ich will Eire alts Grumbl nit, des kummt alles in Lummbesack, nidemoul als Putzlumbe kammr's brauche!“ Si woar dou aarich unglicklich driwwr, mei Oma, un drum hawwich des Hemm un andri wertvolli Rarität in a Polsterziechli gstoppt un uff dr Bode trage.

Viel isch mr jetz widr durch dr Kopf gange, wu si mr vrzählt hot, vun dene Nachtstunde, wu si mit ihre Muedr gstupft un gschlunge hot, beim Schmalzlichtli, bis di wertvoll Stafier fertich un gmerkt woar.

Unnou hawwich mr sou iwwrlegt: „Was bleibt denn vun dir dou went moul sterbscht? Hosch ka Tschapudlhemm un ka wurmstichicher Kaschte, wu si erwe kennde. Alles andri welle si jou nit!“

Nou hawwich mich hiegsetzt un hab des Gschichtli uffgschriewe un noch aans un noch aans, un a poar Verschli drzue.

Jetz bild ich mir halt ei, dass ich vielleicht aa a bißli längr bei meine Enkl un Urenkl sei derf wi sunsch. Un wenn si nou noch schmunzle un lache iwwr die schrullich Oma, nou bin ich bestimmt oarich klicklich im Himml drowwe!

So hemrs kmacht

Aus der Sammlung von Konrad Gerescher

Hanf war unsr wertvollschas Induschtriekwex un hot sei Erzeigr am kschwindschta reich kmacht. Kros un starik sin tie Stängel nar uff kudam Poda, mit Stallmisch un mindeschens zwomolicham Ackra wora. Noch am Eisäa, mit dr Fruchtsämaschie, 15 cm vunanandr, odr vum Hand breitwarfich, hot mr dr Hanf pis zum Schneida vrkessa khenna. Dr Schnitt is in dr zwat Auguschthelft - awr knau, wann tie weiblich Bliet voll uff un dr Stengl noch krie war - kmacht wora, was nar Maschiena kschwind knung erledicht henn. Weils awr noch net sovieli Maschina kewa hot un sich tie a net jedr hot leischa khenna, hot mr soviel wie meglich Tagloorn krufa un hot mit Sichel kschmitta. Tie Hanfsichl war extra vum Schmied aus aldi Sensa kmacht un hot a karzr, starikr Akazieschtiel khat. Kschmitta hot mr newrmand, wann tie Schnittr nei bei ter Arweit wara, odr im Akkord, wann sie Erfahrung khat henn. Was mr mit Hand un Fingra feschkhalda hot, war dr Schoob, aus zwa-trei Schoob hot mr a Puschl kmacht un hot sie, zu jeweils 10 Puschl zuma Heifl ufkschtellt; mehrari truckani Heifl henn Schoowr kewa. Wamr vum Somahanf reifr Soma, zum Sää odr Reschta als Leinsoma far Leineel lossa hot wella, hot mrn noch zwa-trei Wocha spoodr kschmitta. Far s Handsäa hot mr 20 kg Soma kapraucht un far s Maschie- odr Drillsäa 15 kg. A ajgani Zählung hot mr kholfä tie Hanffexung uff sandichi Poda - bei uns im eschtliche Bacs-Kiskun - zu schätza: Uff ama Joch sinn in kschnitnam Zuschtand unkfähr 20 Schoowr weiblich un männlich Hanfstengl kschtan, mit ama Krund-Turichmessr vum ca. 3m.

Weitri Hanfvrarweitung: Acht Täg henn tie Heifl in dr prall Auguschtsumma steha un truckla messa, tann sinn tie Puschl in Schichta ins Rätzwassr klegt wora. Kud war sowohl stehandas wie fließandas, ca. 1 m tiefas Wassr; s stehadi is turich a Schlosa mit ama Fluß odr Kanal vrpunna kwesa. To hot mr vor un noch jedam Rätza s Wassr austauscha gakennt. In dr Batschka-Terft, wu viel Hanf ogapaut wora is, hot mr net in Fließwassr rätza terfa, weil s Rätzkift tie Fisch kschadaa hät. Tie meischi aldi Lohmkruwa wara kudi Rätzkruwa. Taß sich dr Rätzhaufa net vrruckt, hot mr n Schicht um Schicht an alli zwa End mit Schlamm/Track zugateckt un an Stickl ogapunda. Je nocht wie s Wett war, hots Rätza 8 pis 14 Täg gataurt. Solang henn tie Hanfstengl kapraucht, pis sich s Holz vum dr Fasr losklegt hot. Um tes feschtzuschella, is mr efr ins pauchtiefi Wassr kschtiega un hot mehrari Rätzprob knumma. War mr zufrieda, so is dr Schlamm abkroont wora, un tie Hanfpischl hot mr aus am Wassr khowa un uff dr Wiesa zum Truckla ausklegt. Peim Truckla hot mr tie Pischl umtreha messa, was am peschta kanga is, wamr vorher Stanga unnr sie klegt khat hot. Zwa stariki Männr henn so a kansr Schuub uff omol wenda gakhenn. War net knung Platz zum Auslega to, so hot mr tie Pischla im Steha als Schoowrkhegl zum Truckla ufkschtellt. Zum Schluß hot dr Paur noch far tie Abfuhr sorga messa, uff tie Trischta im ajgana Hof odr zura Hanffabrik, wu soviel Hanf zammkumma is, tas viel Leit s kansi Jahr drmit zu tun khat henn.

Programmorschau

<i>Programme in der Batschka</i>	
Forum über das neue Nationalitätengesetz, Gesetz für zivile Organisationen, Gesetz zur Allgemeinbildung Baja, 20. März 2012, 14 Uhr (Szabadság Str. 23.) Ende 2011 wurden zahlreiche neue Gesetze geschaffen, die die Nationalitäten betreffen. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen hält für Nationalitätenselbstverwaltungen, Vereine und Bildungseinrichtungen ein Forum zur Anwendung der neuen Verordnungen. Alle Interessenten sind erwartet. Rezitationswettbewerb auf Komitatsebene Ungarndisches Bildungszentrum, 29. März 2012, 14:30 Uhr Jährlich findet der traditionelle Rezitationswettbewerb auf Komitatsebene in der Batschka statt. Seit einigen Jahren bietet das Ungarndeutsche Bildungszentrum ein Zuhause für die Veranstaltung. Der Wettbewerb ist zugleich auch die Vorentscheidrunde zum Landesrezitationswettbewerb am 18. Mai in Budapest.	Ungarndisches Festival für Kinder- und Jugendliche Wikitsch, 12. Mai 2012 Eine Tradition war das zweijährlich stattfindende Nationalitätenfestival für Kinder und Jugendliche im Komitat Bács-Kiskun. Diese Veranstaltung wurde leider vor drei Jahren eingestellt. Die Deutsche Selbstverwaltung des Komitats findet es wichtig, zur angemessenen Nachwuchssicherung eine fachliche Unterstützung und Beratung anzubieten. Im Mai werden die Tanzgruppen, Chöre, Kapellen und Solisten, sowie alle Interessenten nach Wikitsch eingeladen. Jugendlager für Gymnasiasten in Ulm 6. Juli – 15. Juli 2012 Deutsche Messe in Kalocsa 12. August 2012 Batschkaer Ungarndeutscher Kulturabend mit Verleihung der Auszeichnung „Für das Ungarndeutschtum im Komitat Bács-Kiskun“ 10. November 2012 Vorschläge mit Begründung können bis zum 31. August an den Verband der Deutschen Minderheitenselbstverwaltungen des Komitats eingereicht werden (Postanschrift: 6500 Baja, Szabadság Str. 23.)

Zusammengestellt von Andrea Bakonyi

Ungarndeutsche Literatur für Kinder

Josef Michaelis *Der Elefant und die Kobra*



In Indien, am Ufer eines breiten Flusses lagerte vor vielen - vielen Jahren eine Elefantenherde. Zur Herde gehörten auch mehrere kleine Elefanten, die die Tierschule von Herrn Elfenbein besuchten.

Der eine kleine Elefant ging nicht gerne zur Schule, lieber stolchte er umher. Mit seinem Freund, mit der Kobra spielte er vielmehr Verstecken oder sie machten dumme Streiche: sie zertraten die Pflanzen im Garten ihrer Nachbarn, stahlen Obst oder verspotteten den hinkenden Tiger.

Als dann der kleine Elefant von seinem Vater doch bis zum Schulgebäude begleitet wurde, war er unaufmerksam und unordentlich in den Stunden. In der Pause raufte er oft mit seinen Schulkameraden. Da zupfte ihm immer der stärkste Büffel an den Ohren, so dass sie breit wie zwei Fahnen wurden. Seine

Mitschüler nannten ihn deswegen „Fahnenohr“.

Der kleine Elefant verabscheute die Schule von Herzen. Als er erfahren hatte, dass in seinem Zeugnis sehr schlechte Zensuren standen, entschloss er sich in die weite Welt zu ziehen. Er fürchtete sich nämlich vor Prügel.

Es war Morgen und Nebel lag über dem Fluss, als der Schulschwänzer aufbrach. Weil die Kobra im Bambuswald wohnte, trottete er zuerst dahin. Sie faulenzte auf dem Wall einer uralten Ruine. Die Kobra wurde in der Schule wegen ihrer eigenartigen Brille auch verachtet. So nahm sie gleichfalls nicht gern am Unterricht teil. Umsonst hatte Herr Elfenbein sie getötet: „Nicht im Auge, im Kopf befindet sich das tiefe Wissen“.

„Weißt du was?“ sprach der kleine Elefant zu seinem Freund, „am besten wird, es sein, wenn wir anderswo unser Glück versuchen“.

Die Kobra kroch von der Mauer und die beiden gingen in Richtung der weiten, schneebedeckten Berge.

Sie wanderten und wanderten und ließen den Wald hinter sich.

Bald erreichten die Freunde eine trockene Heide. Sie gingen weiter, bis ihnen alle Kraft schwand. Ihr Magen knurrte auch schon.

„Oh, ich habe Durst!“ wimmerte der kleine Elefant. „Und ich bin hungrig“, ergänzte die Kobra, „aber was sollen wir essen und trinken? Wir haben doch keine Wegzehrung mitgebracht?“ In der Schule wäre es vielleicht auch noch besser“, stellte der kleine Elefant fest. „Gehen wir bis zum ausgetrockneten, allein stehenden Baum. Dort ruhen wir uns ein bisschen aus, sicherlich fällt uns dabei etwas ein“, sagte die Kobra mutlos. Als sie so traurig am Baumstamm saßen, hörten sie auf einmal leises Geseumm über ihrem Kopf. Sie blickten nach oben und sahen Bienen in einem schmalen Loch verschwinden. „Hm! Hier muss Honig sein“, sprach der kleine Elefant freudig, denn etwas war doch aus der Naturkundestunde hängen geblieben. Er stand auf und steckte seinen kleinen Rüssel ins Loch. Die Kobra kroch auch hinauf und ihr Kopf verschwand schnell in der Spalte. Alle beide schleckten mit Genuss den duftenden Honig. Auf einmal spürten sie aber Stiche auf ihrer Haut, und ehe sich die Leckermäulchen eines Besseren besonnen hätten, schwoll ihre Haut so dick an wie eine Zuckermelone. Umsonst wollten sie sich aus dem Loch herausarbeiten, es gelang ihnen nicht. Ihr Wehgeschrei hörte in der Nähe ein Affe. Er wollte sie befreien, das ging fürwahr nicht leicht. Der Affe klammerte sich an den Schwanz des Elefanten an und zog ihn mit großer Mühe rückwärts. Dabei hörte der kleine Elefant die Engel pfeifen. Sein Rüssel zog sich verlängerte sich gründlich in die Länge, bis er endlich befreit wurde. Die Körperlänge der Kobra verdreifachte sich, bis ihr Kopf aus dem Loch glitt. Natürlich musste auch sie riesige Qualen ertragen.

Als sich die Schulschwänzer ein wenig beruhigten, sagte der Affe ihnen folgendes: „Hoffentlich war euch dies eine gute Lehre. Wer seine nächste Umgebung nicht genug kennt, der soll erst lernen, und dann in die weite Welt ziehen“.

Am nächsten Tag begleitete der Affe die kleinen Landstreicher nach Hause.

Groß war die Freude am Ufer des Flusses, als sie ihre Eltern wiedersahen.

Seitdem folgten sie lieber und gingen zur Schule, als Honig im Loch eines dünnen Baumstammes zu suchen.



Klara Burghardt mit ihren Zuhörern im Kindergarten St. Ladislaus

Über 40 Kinder des Kindergartens St. Ladislaus hörten begeistert Klara Burghardt beim Vorlesen ihrer Gedichte zu.

Die Verfasserin präsentierte den Kindern ihre Werke in deutscher und ungarischer Sprache, darüber hinaus erklärte sie den Kindern verschiedene Begriffe, ließ die Kleinen über viele Dinge des Lebens nachdenken.

Auf weitere Treffen mit der Schriftstellerin Klara Burghardt können sich demnächst Grundschulkinder und Gymnasiasten in Baja freuen.

Die Vorlesung wurde von „Ady Endre Stadtbibliothek und Kulturzentrum“ organisiert. Ildikó Koller-Harmath berichtete, dass sie dieses Jahr mehrere Nationalitätenveranstaltungen planen. Auf dem Programm stehen weitere Vorlesungen, Vorträge, Tanzhaus, Zeichenwettbewerb, Ausstellungen sowie Ausflüge in einige ungarndeutsche Gemeinden.

Andrea Bakonyi

Schüler haben das Wort

Qualifikation in Gold für die Hartauer Tanzgruppe



Ich bin hier in Csepel und ich nehme an der Vorauswahl des VII. Ungarndeutschen Volkstanzfestes teil, wo die Hartauer Tanzgruppe die Qualifikation „GOLD“ erreichte. **János Kuruc**, ein Tänzer aus Hartau ist ein bisschen müde, aber er erzählt mir gern über die Qualifikation, über die Tanzgruppe und über die Tracht.

Wie haben Sie sich an diesem Tag gefühlt?

Wir nahmen die Qualifikation mit gemischten Gefühlen an, weil unsere Choreographie um ein Ereignis aufgebaut ist, was nicht typisch für die andere Gruppe ist. Wir waren neugierig, wie die Jury diese Idee annimmt. Wir freuten uns sehr darüber, dass sie unsere Choreographie – die Simon Kishegyi jun. machte – als positiv beurteilte.

Haben Sie und Ihre Tanzgruppe viel für dieses Ereignis trainiert?

Natürlich, wir haben sehr viel geübt.

Seit wann sind Sie Mitglied der Tanzgruppe?

Hm... Ich kann es nicht genau sagen, aber wenn ich mich gut erinnere, seit 1975.

Wie ist die Zusammensetzung der Tanzgruppe?

Es gibt drei Altersklassen: Die 50-Jährigen, die sind die Ältesten; die Altersklasse zwischen 30-40 Jahren; und die Jugendlichen, die noch die Mittelschule oder die Uni besuchen. Also, wir sind ganz gemischt, und in diesem Fall scheint es eine gut funktionierende Gruppe zu sein. Hier waren alle Altersklassen vertreten, obwohl einige Personen fehlten, aber hoffentlich können wir an der Gala alle da sein. So können wir vielleicht die Bühne besser besetzen.

Waren die „Gegner“ jünger als die Hartauer Gruppe?

Die ich gesehen habe, waren alle jünger, nette Jugendliche. Es gab einige Ältere auch, aber ich kann behaupten, dass wir die Ältesten waren.

Hat die Tanzgruppe eine eigene Kapelle?

Leider nicht, obwohl es in Hartau eine Blaskapelle gibt, sie begleiten uns nicht – aber wir hoffen darauf, dass wir einmal das erreichen können. Zurzeit spielen Simon Kishegyi jun. und Péter Lehr auf dem Akkordeon. Bei größeren Ereignissen musizieren noch zwei Gastmusiker auf Blasinstrumenten.

Seit wann ist Simon Kishegyi jun. Choreograph und Musiker der Tanzgruppe?

Er ist seit 3-4 Jahren bei uns, vor ihm war für lange Jahre László Wünsch unser Choreograf. Die Hartauer Tänze sammelten Frau Öhl (Terike) und János Öhl, die schon sehr alt sind. Ich begann noch bei Tante Terike zu tanzen.

Wie oft halten Sie Proben?

Normalerweise einmal pro Woche, aber wenn wir uns auf eine wichtige Veranstaltung vorbereiten, dann halten wir noch weitere Proben. Wegen der Schüler und Studenten haben wir am Wochenende Proben, entweder am Freitagabend oder am Samstagabend. Es hängt im Wesentlichen von dem Choreographen ab. Früher war es am Montag.

Hat die Gruppe viele Auftritte?

Ich denke ja, wir haben ganz viele Auftritte. In Ungarn haben wir ganz gute Beziehungen zu anderen Gruppen, in der Zeit von László Wünsch wurden die Beziehungen mit Madocsa, Szalkszentmárton, Mezőfalva, Adony ausgebaut und jetzt mit der Hilfe von Simon Kishegyi jun. bildeten sich neue Beziehungen zu Nemesnádudvar, zu Miske-Drágszél, zu Homokmégy und zu Kalocsa. Wir besuchen die Veranstaltungen von einander. Früher fuhren wir auch öfter ins Ausland. Wir besuchten in Deutschland Lößburg – die Partnerstadt von Hartau und Hammerbrücke. Der Grund, warum wir nicht mehr ins Ausland fahren, ist leider das Geld.

Ich habe gehört, das Sie eine kleine Sammlung von älteren Hartauer Möbeln und Trachten haben.

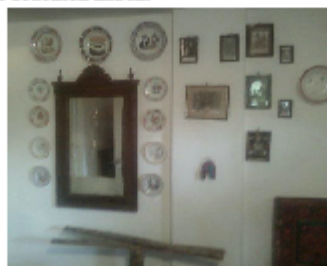
Ja, ich habe den Keller ganz eingeräumt, aber es gibt dort wenig Platz, deswegen konnte ich die alte Lampe nicht aufhängen, so habe ich sie einem Restaurator gegeben. Ansonsten verfüge ich über alle Typen der Hartauer Möbel: über einen kleinen Schrank, einen großen Schrank, Spiegel, Bett, Eckbank usw. Alle gehören zum Erbe der Familie, ein Teil davon ist das Erbe meiner Eltern und Großeltern. Die älteren Erbstücke, die von den Großeltern stammen, sind der Großschrank, das Bett und die Stühle.

Ist die Tracht original, in der die Gruppe tanzt?

Ja, es gibt manche, die eine originale Tracht haben, aber die anderen tragen die Trachten des Vereins. Es gibt nur wenige Vereine, die über originale Trachten verfügen.

Die Tracht, in der Sie tanzen, gehört Ihnen?

Nicht alle Teile gehören mir, zum Beispiel die Stiefel, weil ich die nicht in meiner Größe erbe. Unsere Vorfahren hatten wahrscheinlich sehr dünne Beine, meine Stiefel sind zu schmal für mich. Bandi Nánai hat mir einen Bolzen eingenaht, aber der



ist schon kaputt gegangen. Also meine Stiefel sind im Wesentlichen neu, aber die anderen Teile gehören mir. Ich kann mehrere Frauen mit Kleidern versehen, ich habe Trachten für den Winter, für den Sommer – diese Trachten gehörten meiner Mutter. Sie sind blau, schwarz und rot. Auf dieser Veranstaltung zogen sie die Mädels an, ich wollte damit auch den Auftritt bunt machen.

Konnten auch diese bunten Trachten das Ergebnis beeinflussen?

Die Jury hat sich dazu auch positiv geäußert. Es hat ihr gefallen, dass die Gruppe sowohl Trachten für den Winter, als auch für den Sommer getragen hat.

Sind sie in die Gala weitergekommen?

Ja, wenn ich mich richtig erinnere, können 10 Gruppen weitergeben, von denen noch drei Gruppen ausgewählt werden, die später in der Endrunde tanzen werden. Die beste Gruppe bekommt eine hohe Geldprämie.

Wann und wo findet die Gala statt?

Am 13. November, in Pilisvörösvár.

Bringen Sie auch dorthin diese Choreographie?

Ja, wir bereiten uns mit dieser Choreographie vor, obwohl wir die neue schon beendet haben, war unser Choreograph der Meinung, dass wir die neue noch nicht völlig im Blut haben, deshalb tanzen wir die an einer anderen Veranstaltung.

Danke für das Interview. Ich wünsche Ihnen und der Tanzgruppe viel Erfolg in der Zukunft, ich hoffe, dass die Gruppe noch viele solche Ergebnisse erreicht.

Danke schön.

Krisztina Csordás

Ungarndeutsches Bildungszentrum, Klasse 9b

Nadwar

Nationalitätentag in Nadwar



Seit 2007 hat die Deutsche Minderheitenselbstverwaltung jedes Jahr den Nadwarer Nationalitätentag veranstaltet. In diesem Jahr wurde er am 22. Januar 2012 gefeiert.

Das Programm hat am Nachmittag in der römisch-katholischen Kirche mit einer Maria-Andacht angefangen. Die Andacht hat **Priester Róbert Szauder** in deutsche Sprache gehalten.

Danach haben sich die Leute im Kulturhaus versammelt. Durch das Programm führte in deutscher Sprache **Zsanett Melcher**, in ungarischer Sprache **Sándor Forgács**. Die Gäste und die Auftretenden haben gemeinsam die ungarische und die ungarndeutsche Hymne gesungen. Danach haben die Kindergartenkinder alte schwäbische Sprüche gesungen und traditionelle Tänze getanzt. Dann hat Frau **Elisabeth Heltai Panyik**, die Vorsitzende der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung, die Gäste begrüßt. Sie hat von alten

Zeiten erzählt und beendete ihre Rede mit einem Zitat:

Ein Mann wurde einmal gefragt, warum er trotz seiner vielen Beschäftigungen immer so glücklich sein könne. Er sagte:

"Wenn ich stehe, dann stehe ich,
wenn ich gehe, dann gehe ich,
wenn ich sitze, dann sitze ich,
wenn ich esse, dann esse ich,
wenn ich liebe, dann liebe ich ..."

Dann fielen ihm die Fragesteller ins Wort und sagten:

"Das tun wir auch, aber was machst Du darüber hinaus?"

Er sagte wiederum:

"Wenn ich stehe, dann stehe ich,
wenn ich gehe, dann gehe ich, wenn ich ..."

Wieder sagten die Leute: "Aber das tun wir doch auch!"

Er aber sagte zu ihnen:

"Nein - wenn ihr sitzt, dann steht ihr schon,
wenn ihr steht, dann lauft ihr schon,
wenn ihr lauft, dann seid ihr schon am Ziel."

Schüler aus der ersten Klasse haben ein schwäbisches Abendgebet vorgetragen.

In diesem Schuljahr haben **Eva Krausz** und **Andreas Török** eine Tanzgruppe für Schüler gegründet. „Der fröhliche Kreis“ ist in Rahmen dieser Feier das erste Mal aufgetreten.

Fábián Schauer erzählte eine lustige Geschichte in schwäbischer Mundart von zwei besoffenen Männern. Es hat sehr viel geregnet und eine große Wasserlache war auf der Kellerreihe, in dem entdeckten sie den Mond. Beide waren sehr erschrocken und wollten mit großen Stangen in den Mond stehen, damit sie ihn wieder auf den Himmel heben können. Dabei rutschten sie aus. Auf dem Rücken gelegen sahen sie, dass ihre Arbeit erfolgreich war.

In der Nadwarer Grundschule funktioniert seit drei Jahren eine deutsche Theater-AG. Die Kinder spielten eine Szene mit dem Titel: „Lustige Minuten in der Schule“.

Flávia Schauer stellte eine Geschichte in der Mundart vor. Es handelte sich um eine Frau, die der Tod besucht hat, um sie abzuholen. Die Frau ließ eine Nachricht auf ihrem Bett: „Hol mich lieber morgen ab!“ Dann schlupfte sie ins Honigfass, und



nachher in die Feder. So wartete sie auf den Tod. Als er kam, ist er so erschrocken, dass er sofort davongelaufen ist. Es kann sein, dass die alte Frau noch immer lebt.

Als Gast ist der Chor aus Hajosch mit schönen Liedern aufgetreten. Die Mitglieder trugen die prachtvolle Hajoscher Tracht. Es folgte die *Nadwarer Traditionspflegende Ungarndeutsche Volkstanzgruppe*. Sie haben die Choreographie „Spinnreihe“ von *Simon Kishegyi junior* vorgetragen. Er und *Herr Josef Bachmann* begleiteten die Gruppe auf Ziehharmonika. Die Tanzgruppe feierte voriges Jahr ihr 60-jähriges Jubiläum.

Die richtige Stimmung der Feier hat der Vergissmeinnicht Chor gegeben. Die Mitglieder sind über sechzig und die meisten singen schon seit zehn Jahren. Das macht ihnen viel Spaß. Ihren größten Erfolg feierten sie im Jahre 2007 mit dem Silberpreis des Verbandes der ungarndeutschen Chöre in Baar. An diesem Abend sangen sie zum Anlass passende deutsche Lieder, wie „So ein Tag, so wunderschön, wie heute...“. Auf Ziehharmonika begleitete sie *Gábor Szebelédi*.

Zum Schluss spielte die Jugendblaskapelle Märsche, Polkas und Walzer. Währenddessen konnten alle Teilnehmer Kaffee, Tee und selbstgebackene Kuchen versuchen. An diesem Tag versammelten sich viele Schwaben aus Nadwar, sie haben sich gut unterhalten und alte Lieder gesungen. Das war für die älteren Menschen eine schöne Erinnerung an ihre Jugendzeit. So können auch die jüngeren Generationen die alten schwäbischen Traditionen kennenlernen und pflegen.



Sára Schauer
Ungarndeutsches Bildungszentrum
Klasse 9b

Gara

Nationalitätentag in Gara 2011

Am 20. 11. 2011 wurde in Gara der traditionelle Nationalitätentag veranstaltet. Das ganze Programm begann um 11 Uhr mit einer deutschsprachigen Messe in der Kirche und danach sind die Garaer Schwaben ins Kulturhaus gegangen und haben dort gemeinsam zu Mittag gegessen. Das Kulturprogramm begann um 15 Uhr, daran ich als Conférencier mitgewirkt habe. Die Kinder des Kindergartens und der Grundschule haben Tänze vorgetragen und die Jugendtanzgruppe aus Gara hat schwäbische Tänze getanzt. Der Waschkuter Chor hat vier schöne Volkslieder gesungen und die Waschkuter Tanzgruppe hat hervorragende Tänze auf der Bühne vorgestellt. Am Ende des Kulturprogramms haben wir „Mári néni“ zu ihrem Geburtstag gratuliert. Sie hat auch eine schöne Torte bekommen.

Ich finde es sehr gut, dass der Traditionelle Nationalitätentag auch dieses Jahr veranstaltet wurde und hoffe, dass er noch mehrmals veranstaltet wird.



Schwabenball in Gara 2012



Am 21.01. 2012 wurde in Gara der Schwabenball veranstaltet. Es sind sehr viele aus den umliegenden Dörfern gekommen. Am Anfang hat der Waschkuter Chor die Hymne der Ungarndeutschen und gleich danach auch schöne Volkslieder gesungen. Wie auch jedes Jahr sorgte die Schütz Kapelle für die gute Stimmung. Tänze wurden von den Kindergartenkindern vorgetragen. Die Schüler der Grundschule haben die in diesem Jahr gelernten Volkstänze getanzt. Danach folgte der Auftritt der Garaer Jugendtanzgruppe und damit wurde der Ball eröffnet, der bis spät in die Nacht dauerte.

Éva und ihr Sohn Martin Rutterschmidt im
Garaer Schwabenball.
Foto: Zsolt Rutterschmidt

Agnes Komjáti
Ungarndeutsches Bildungszentrum

Kinderecke

Deutscher Rezitationswettbewerb



Greti Seitz wurde Zweite. Kristina Schwan wurde in ihrer Kategorie auch Zweite und Benjamin Schieber wurde Dritter.

In diesem Schuljahr organisierte die Grundschule im UBZ wieder einen deutschen Rezitationswettbewerb für ihre Schüler.

Ich habe mich bei meiner Deutschlehrerin Frau Ildikó Koch auch gemeldet. Sie hat mir und meinen Mitschülern geholfen ein passendes Gedicht zu wählen. Ich habe zu Hause fleißig geübt. Am dem großen Tag trafen wir uns sehr aufgeregt in dem Klassenzimmer. Wir waren ungefähr 14 Schüler aus der Unterstufe. Die Jury hatte drei Mitglieder: Frau Katalin Krix, Csilla Puruczki und Rosemarie Gerner. Die Vorsitzende der Jury begrüßte uns Schüler, die Eltern und die anderen Lehrer recht herzlich. Dann sagten wir unsere Gedichte schön deutlich vor. Wir waren sehr gespannt, hatten auch zitternde Stimme. Nach dem letzten Gedicht zog sich die Jury ins Lehrerzimmer zurück und bewertete unsere Produktionen. Wir spielten solange draußen und tranken Erfrischungsgetränke. Nach einer Weile kamen die Jury-Mitglieder zurück, Frau Katalin Krix verkündete die Ergebnisse. **Tamara Nagy** und **Elisa Emmert** erwarben den 4. Platz, **Fanni Kovács** den 3., ich, **Dóra Daróczy** den 2. Platz, und **Gréta Seitz** erwarb den 1. Platz. Sie konnte unsere Schule auf dem Wettbewerb der Stadt vertreten.

Jeder Teilnehmer bekam ein Gedenkblatt und die Preisgekrönten schöne Geschenke. Wir gingen sehr froh nach Hause. Am nächsten Tag erzählten wir über diesen schönen Nachmittag mit großer Freude in der Klasse.

Dóra Daróczy

In unserer Schule war im November ein deutscher Rezitationswettbewerb. Ich wollte auch daran teilnehmen. Ich habe ein schönes, deutsches Gedicht gewählt.

Aus der Klasse 4. B gingen wir zu zweit mit Kristof. Auf dem Wettbewerb war gute Laune. Ich habe den ersten Platz erworben und so konnte ich an dem städtischen Wettbewerb teilnehmen. Diesen Wettbewerb hat die "Ady Endre" Bibliothek organisiert. Viele Schüler kamen aus anderen Schulen. Es gab viele Kategorien

nach den Klassen. Aus unserer Schule waren vier Schüler: Benjamin Schieber, Krisztina Schwan, Babett Balog und ich.

Wir waren sehr aufgeregt. Unsere Lehrer und unsere Eltern haben uns ermuntert. In der Pause haben wir Pinguine gebastelt, Kuchen gegessen und Tee getrunken. Die Jury hatte eine schwere Aufgabe. Wir haben alle aufgeregt auf das Ergebnis gewartet. Ich habe den zweiten Preis bekommen. Meine Belohnung war ein deutschsprachiges Buch und eine Urkunde. Ich war sehr glücklich. Am nächsten Tag konnte man von diesem Programm auch im Bajaer Fernsehen hören. Das war für mich ein schönes Erlebnis, ich freue mich, wenn ich im nächsten Jahr wieder meine Schule vertreten kann.

*Greta Seitz Klasse 4. B
Zusammengestellt von Rosemarie*

Aus Großmutter's Küche

Hartauer Küche

Von **Andrea Iván** haben wir das Buch *Hartauer Küche* zugegeschickt bekommen. Über die Mahlzeiten des Alltags der früheren Zeiten in Hartau informiert der nachfolgende Beitrag:

Die Bräuche der Beköstigung der Hartauer charakterisierten Einfachheit und Sparsamkeit - auch die Wohlhabenden haben ganz einfach gespeist. Sie haben nichts übrig gelassen, auch den Rest haben sie aufgebraucht.

Sie haben die typischen Speisen ihres Abstammungsgebietes bewahrt, insbesondere die aus Kartoffeln und Mehl zubereiteten Gerichte. In die Küche der Hartauer Deutschen ist auch - auf Wirkung der Umgebung der Paprika als Gewürz reingekommen und wurde dort ein wichtiges Zubehör. Als Gewürz haben sie noch Salz, Pfeffer, Zwiebel, Knoblauch, Petersilie, Estragon und Lorbeerblätter gebraucht. Ihre Speisen haben sie vom selbst angebauten Rohstoff bereitet.

An den einzelnen Wochentagen haben sie im Allgemeinen die gleichen Speisen gekocht. Die alltägliche Speisenfolge in einer Woche war: am **Montag** war Knödeltag. Zum Frühstück haben sie in Schalen gekochte Kartoffeln mit im Schmalz gebratenen Zwiebeln und Wurst gegessen. Aus den zurückgebliebenen Kartoffeln haben sie zu Mittag Knödel gemacht. Zum Abendessen gab es dann Knödelsuppe und Knödel mit Pflaumen, Sauerkirschen oder Marmelade gefüllt und in Brotkrümmeln gewälzt. Wenn von den Knödeln geblieben war, haben sie diese am **Dienstagmorgen** aufgeschnitten und im Fett gut resch gebraten. Das Mittagessen war Kartoffelgulasch. Am **Mittwochmorgen** haben sie aus dem übrig gebliebenen Kartoffelgulasch saure Tunke (sauri pni) zubereitet. Zu Mittag waren Nudeln mit Kartoffeln (Grenadiermarsch) mit etwas Sauerem. Aus dem Kochwasser der Nudeln wurde Suppe mit Paprika und Zwiebeln gemachte Einbrenne gekocht. Der übrig gebliebene Grenadiermarsch wurde am **Donnerstagmorgen** im Fett geröstet (kreste krumpers), dazu gab es gekochte Wurst. Das Kochwasser von der Wurst war

Ausgangsstoff für eine neue Suppe. Am **Freitag** haben sie nach der Suppe Nudeln mit Quark oder Grieß gegessen. Der **Samstag** war der Tag des Backens. Die Frauen haben schon früh morgen geknetet. Das Menü war Kartoffelsuppe und aus Hefeteig gemachte Feinheiten, wie Salzkipfeln, Pogatschen oder Kuchen mit Nuss und Mohn. Der Strudel hatte auch große Tradition in unserem Dorf. Am **Sonntag** hat man im Allgemeinen Bohnensuppe mit geräuchertem Schweinshaxe oder Sauerkraut angerichtet. Frisches Fleisch kam nur an Feiertagen auf den Tisch. Natürlich waren auch abweichende Gewohnheiten darin, wie man die Kost einteilen sollte. Es waren auch solche Familien, die am Montag statt Knödeln Kartoffelgulasch zubereitet haben. Wir können auch Verschiedenheiten in den Gebräuchen der Winter - und Sommerbeköstigung beobachten. Aber es wurde in allen Haushalten auch im Sommer und Winter täglich nur einmal - am Abend - gekocht. Im Sommer hat man zum Frühstück - oft auch zu Mittag - etwas Kaltes (Wurst, Speck, Quark) gegessen. Im Winter gab es aber oft auch zum Frühstück warmes Essen. Ihre einfachste Nahrung war Brot mit Salz und Paprika bestreut.

Bauernregeln

Februar

Das Wetter ist das Wichtigste im Leben des Bauern, davon ist er abhängig. Denn nur wenn das Wetter stimmt, wenn Regen und Sonne, Wärme und Kälte zur rechten Zeit kommen, wird die Ernte reichlich ausfallen. Seit vielen tausend Jahren wird das Wetter daher beobachtet - und daraus haben sich die verschiedenen Wetterregeln entwickelt.



Alle Monate im Jahr, verwünschen den schönen Februar.
Der Februar muss stürmen und blasen, soll das Vieh im Lenze grasen.
Gibt es im Februar weiße Wälder, freuen sich Wiese und Felder.
Im Februar Schnee und Eis, macht den Sommer heiß.
Ist der Februar kalt und klar, dann kommt ein gutes Roggenjahr.
Wenn's im Februar nicht schneit, schneit es in der Osterzeit.
Läuft der Februar Wasser fallen, so läßt's der März gefrieren.
Februar mit Schnee und Regen deutet an den Gottessegen.
Ist der Februar trocken und kalt, kommt im Frühjahr Hitze bald.



2. Februar

An Lichtmeß fängt der Bauersmann neu mit des Jahres Arbeit an.
Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee.
Auf Lichtmeß laßt es Winter sein, dann kommt der Frühling bald herein.
Gibt's an Lichtmeß Sonnenschein, wird's ein später Frühling sein.
Scheint an Lichtmeß die Sonne klar, gibt's noch späten Frost und kein fruchtbar' Jahr;
Um Lichtmeß hell und schön - da wird der Winter niemals geh'n.
Um Lichtmeß sehr kalt, wird der Winter nicht alt.
Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeß-Woche, geht er auf 4 Wochen wieder zu Loche.

9. Februar

Kommt die Jungfrau Apollonia, sind auch bald die Lerchen wieder da.
Ist's an Apollonia feucht, der Winter oft sehr spät entfleucht.

14. Februar

Am Tage des Sankt Valentin, da friert das Rad samt Mühle ein.
Hat der Valentin viel Regenwasser, dann wird der Frühling noch viel nasser.

22. Februar

Weht es sehr kalt um Petri Stuhl, denn bleibt's noch 14 Tag kühl.
Petri Stuhlfeier kalt, da wird der Winter sehr alt.
War's in der Petersnacht sehr kalt, dann hat der Winter noch lange Gewalt.
Gefriert es in der Petersnacht, dann auch noch lang das Eise kracht.
Nach der Kälte der Petersnacht, verliert bald der Winter seine Kraft.

24. Februar

Mattheis bricht's Eis - find er keins, so macht er eins.
St. Matthias hab' ich lieb, / denn er gibt dem Baum den Trieb.
Nach Mattheis / geht kein Fuchs mehr übers Eis.
St. Matheis / wirft einen großen Stein ins Eis.
Wenn Mattheis kommt herbei, / legt die Henne das erste Ei.
Tritt Mattheis stürmisch an, wird bis Ostern Winter sein.



Katharinenberg in Baja



Fotos: J. Gaugerz

Gesammelt von Eva Huber



Schmunzelecke

Eine Blondine hat mit ihrem Auto ein anderes Fahrzeug gerammt. Brüllt der Fahrer: „Sie dummes Huhn, haben sie überhaupt eine Fahrprüfung gemacht?“

Zischt die Blondine zurück: „Bestimmt öfter als sie!“



„Treffen sich zwei Hunde im Park. Sagt der eine: „Ich heiße Arok vom Schlosshof. Und du, bist du auch adelig?“ Da sagt der andere: „Ja, ich heiße Runter vom Sofa!“



Kommt ein Mann in die Bücherei: „Ich hätte gerne das Buch „Die Überlegenheit des Mannes“. Antwortet die Verkäuferin „Phantasie und Utopie finden Sie im ersten Stock.“



„Ich will nicht in die Schule!“

„Aber du musst in die Schule!“

„Die Schüler mögen mich nicht, die Lehrer hassen mich, der Hausmeister kann mich nicht leiden, und der Busfahrer kann mich nicht ausstehen.“

Jetzt reiß dich bitte zusammen: „Du bist jetzt 45 Jahre alt und der Direktor - du musst in die Schule!“



Sohn: „Mama, ich habe eine gute Nachricht für dich!“

Mutter: „Ja, dann erzähl mal.“

Sohn: „Du hast mir doch zehn Euro versprochen, wenn ich eine Vier schreibe in Mathematik ...“

Mutter: „Ja.“

Sohn: „... und die gute Nachricht ist, dass du schon wieder Geld gespart hast.“

Fragt eine Blondine die andere: „Wie war die Führerscheinprüfung?“ Sagt diese: „Bin durchgefallen!“

„Wieso? Was ist passiert?“

„Wir waren an diesem Kreisel und da stand ein Schild mit der Zahl 30.“

Also bin ich 30 mal herum gefahren und bin durchgefallen!“

„Du hast dich bestimmt verzählt!“



Eine Maus und ein Elefant gehen an den Strand zum Baden. Während der Elefant schon vergnügt im Wasser plantscht, rennt die Maus aufgeregt am Strand auf und ab. Nach einer Weile ruft sie dem Elefanten zu, er möge doch mal aus dem Wasser kommen. Schwerfällig tragt das graue Tier aus dem Wasser. Darauf antwortet die Maus:

„Ach, schon gut, Du kannst wieder reingehen, ich wollte nur mal sehen, ob Du meine Badehose anhast.“

Ein Zeitungsjunge läuft schreiend durch die Straßen:

„Riesenschwindel! Riesenschwindel! 98 Opfer!“

Ein Herr kauft die Zeitung, überfliegt sie und rennt dem Burschen nach:

„Kein Wort wahr von deinem Riesenschwindel!“

Der Junge schreit:

„Riesenschwindel! Riesenschwindel! 99 Opfer!“



Einige Männer plaudern gelassen in der Sauna als ein Handy klingelt ... „Hallo Schatz, ich bin gerade vor einer Boutique. Die haben einen Nerzmantel ausgestellt zu einem unglaublichen Preis! Was meinst du, soll ich ihn kaufen?“ Der Mann überlegt kurz: „OK, kauf ihn ruhig!“ „Oh danke, Liebster. Übrigens, auf dem Weg hierher habe ich beim Mercedes-Autohaus das neueste Coupé gesehen. Weißt du, Lederinterieur, metallisierter Lack, full optional ... Nur 150.000 Euro. Ich will ja nicht als deiner Güte profitieren, aber was meinst du dazu?“ „Na ja, wenn es so ist, kauf es!“ „Vielen Dank. Apropos, weißt du noch als wir an der Côte d'Azur in den Ferien waren, das Haus auf dem Hügel mit Schwimmbad und Tennisplatz? Die verkaufen es für nur 2 Millionen Euro Ein echtes Schnäppchen!“ „Na gut, kauf auch das Haus ...“ „Liebster, du bist ja so ein Schatz! Das ist der schönste Tag meines Lebens. Ich liebe dich. Bis heute Abend.“ „Bis heute Abend, Schatz.“ Der Mann legt auf, schaut aufs Handy, lächelt vergnügt, hebt seine Hand, beginnt mit dem Handy rumzuwinken und schreit: „WEM GEHÖRT DIESE HANDY?“

Gesammelt von Ingrid



Aus tem Briefkaschte



Liewr Freind Stephan,

Ende Jännr hab' ich noch kmaant, dass mr a leicht'r Wint'r ohne odr nar mit wenich Schnee hawe ware, awr Aafang Fevr hot sich die Natur bei uns a ganz andres K'sicht zeigt. Ich kann mich gar nit traa erinnre, wann so viel Schnee kfalle isch wie in tr lertschi Täg. Zum Glick hot's so richtig am Wochenend ksneit, so hab ich kenne uf tr Gass und im Hof tr Schnee wegscheifle. Ha, was soll ich sage, es woar a guti Gymnastik, awr jetz wär schun k'nunk trfu. Ich waaß jou nimmi, wuhie ich ihn werfe soll, weil nieregens ka Platz mehr gibt.

Wie sieht's bei eich aus? Hosch vor eirem Haus tie Stroß sauwr kmacht odr liewr kwoart bis die Leit alles zamtappt hen? Wie ich sik, strenge sich mit alli aa un woarte liewr, dass tr Schnee vrgeht. Bei ältri Leit isch tes jou zu versteh, tie solle liewr trinn bleiwe un ufasse, dass nix Schlimmes passiert. Vieli lewe jou allaa, weil ihre Kindr wegzoze sin. Es gibt nämlich wenig Arwetsplätz un nou gehn sie halt in die Großstadt odr ins Ausland. Ich mecht nar wisse, wer tou nou arwede un tie Rentner vrhalde wart?

A jedi Regierung ret nar trfu, dass mr die Familien untrstütze und solichti Umstände schaffe muss, dass die jungi Leit besseri Aussichte far die Familiengründung hen un mehr Kindr uf die Welt kumme. Un was passiert? Schun seit tr 80er Joahre s Gegeteil. Bei uns in tr Batschka sin voriges Joahr um 5 % weniger Kindr uf die Welt kumme wie a Joahr friehr. Die Sterwerate hot sich nicht g'ändert, tes haabt, dass mr wiedr weniger sin. Vieli sage, dass ihne a Kind reicht, drei kenne sie nit ufziege, weil sie nou zu Grund gehn. Wie sich die Welt vrändert hot! In tr Zeit vun meini Urgroßeltr woare noch in tr meischi Familien 5-8 Kindr, in tr Bauerwirtschaft hot mr sie g'braucht und spätr hen sie die Alde vrhalde kenne.

Na ja, hoffe mr, dass sich tes noch ändert, wenn die Störche wiedr kumme. Vielleicht bringe sie was mit un finde zu dr jungi Ehepaare. Hoffentlich vrirre sie sich nit so, wie im folgende Witz: Tou isch moul a Storch mit am alte Mann im Schnawl runkfloge. Nou sagt tr aldi Mann: „Tu Storch, jetz kennsch's awr schun wirklich einsehne, dass mr uns vrirrt hen!“

Ter Storch isch wenigstens noch g'floge, nit so wie die ungarische Fluggesellschaft Malév, weil die Bankrott k'macht hot. Ich bin noch nit viel k'floge, meistens foahr ich mit mein Pizigl, mit dem kann sowas nit passire, hechsch' geht die Luft aus un nou muss ich's ufpumpe.

Wenn't a pissli Zeit bosch, schreib mr poar Zeile, nou hemmr, wenn mr schreibe, kami Langiweile. es gießt tich tei Freind tr Manfred Paul



Liewr Fraind Pauli,

ich heb schun uf tai Brief g'wart! Bei uns is tr Wint'r aa starik streng wara, un ich heb's gle. ...sst, tu werscht mir an Klagaprief schreiba. Wie mir Alda tes so oft erzähla, frieher wara so kalti Wint'r ganz gewöhnlich, un 3-4 Monat lang war iwrall Schnee g'leega. Obwohl mir Kin'r am Wint'r aa bei tr Hausarweida mithelfa hen messa, - vor allem Schnee scheifla - hen mir a viel Spass ghat! Nach am Krieg war tie Wint'rfrie a länger, im Jahr 1954 hen mr 11 Woch kriegt, wal kha Khola ware. Iwrall hen mr Schneemännr g'macht, Schneepallas gspielt, un's peschti war 's Schlittafahra! Tes war fein, wenn an großer Schlitte is khumma, un mir terafta unsr Schlitta apinda, un 's Ross hat halt uns aa ziega messa!

Tie grescht Freud hat mir's Sauschlachta gmacht! Wann tie Verwandtschaft groß war, hat mr 4-5 Mal mitmachta khenna. Im Wint'r war aa viel Arweit, toh net so schweri. Ich erinnere mich a gern uf tes gemeisami Kukruzscheela, rippla un ausmachta. Mir Kinr hen a fleißig mitgmacht un hen zugharicht, was tie Erwachsemi erzählt hen. Die Männr hen meischtens vum Krieg vrzählt un tie Weiwr hen getratscht, was mir Kin'r net allweil vrstande hen. Was mr net gern gmacht hat, tes war s Reisig sammle, Holz hacke, un ganzi Tag in tr Kuchl schiera. In unsrem Haus war aa an Pazaofa, un meischtens Nachmittag hen mr tart aa Feier gmacht, un so war in dr Stuwa aa warm. 'S war so fai' uf tr Ofapank liega! Odr fun dort zuschau wie tie Männr Aweds Karte gspielt hen. Ich waas mit tr Zeit wert alles scheenr, Gottseitank vrgeest mr 's Schlechti!

Was heint ta um uns ist, macht mich aa bedenklich... Alles geht um's Geld, un tie khaan's hen, tie sain fescht iwrzeigt, zum glickliche Lewa prauch mr nar Geld. Die awr Geld hen, tie sain schun gscheidr... Ich maan zum Glick prauch mr vor allem a scheeni Familie, Kinr un guti Arweit. Uf tes sellt mr unsri Kin'r erzieha, awr tes werd allweil schwerer... Tie Kin'r fiehla sich niemehr abhängig, kaum messa sie mehr trhaam arweida, tie Eltra un' Lehrer hen wenig Respekt mehr. Außern Kompjutr wella sie nix spiela, nix lesa. Tie Junga wella nimehr in a festi Beziehung ei'gehn, un 's Heira is aa niemehr Modi. Frier hat man messa jung beira', wall na hat mr sich noch leicht aapasse khenna. Iwr 30 geht tes niemehr so leicht, ich maan trum gehn a tie Paare schnell auseinander. Un na is noch gut, wann sie a Kind kriega...

Ten Vorgang kha'mr niemehr uffhalda, un so sieg ich tie Zukunft pissl pessimistisch. Ich maan unsri Kinr wera noch viel Grobes erlewa messa... 'S Land is' pis iwr tie Ohra vrschuldert, tie ar'm Regierung khann ohni Geld aa net viel macha. Die Banke' wera so gstaad vum ten Politiker alles schee iwrnema, alles verrichte un erledige! Un so werds wahr, was die Alda schun lange gsagt hen: „Geld, regiert tie Welt.“ Ob so aani Bankier-Regierung g'falle wert ten Leit', waas ich net, vleicht wera sie gar net g'fragt...

Ich hoff's aa, tass tie Storicha pall wiedram zuruckkhumma, awr tass sie a Kinr mitpringa? Ta zweifi' ich...

Schee warm tich aaziege, ticki Socka un langi Katjahos'!

Pleip xund!

Stephanvett



Erinnerungen

Georg Potz

Tie Ofapank

Wu aa Pazaofa in's Haus war gstellt,
 Hat a vanatraa tie Ofapank net gfehl.
 Tie Ofapank war alli Zeit
 kumoot un geschickt far alli Lait.
 Is mr ufgstana morigads in tr Fruh
 war's Gwand uf tr Ofapank, un unatraa tie Schuh,
 Hot mr sich Awats ausgezooga
 isas Gwand uf tie Ofapank kflooga.
 War mr miid, hat mr sich uf tie Ofapank glegt,
 un hat gschlaafa uni zugedeckt.
 Wara Leit im Haus uf Gaschtere
 naa war tie Ofapank nie net frei.
 wal ob Mann, ob Weib, ob jung adr alt
 da wara alli gern ghockt, ob's haß war odr kalt.
 War's kalt im Windr un trauß viel Schnee,
 naa wars uf tr Ofapank nochmal so schee.
 Uf tr Ofapank steh', un sich am Patzaofa salehna
 ta hat mr sich tr Puckl wärama kenna.
 Un ten kaltforana Händ un Fiß
 hat tes gut getoo, ganz gewiß.

Tes war als haß an tr Fiß un Händ
 taß mr sich schumball hat verprennt,
 un alli hen a Freud ghat als
 an tr Kerabsakena uf am Ofahals.
 Im Summr ta hen als tie Alda
 uf tr Ofapank ehna Ruhstund ghald,
 un hen sie niemi gud laafa khenna, adr wara sie krank
 na war ehna peschtr Platz uf tr Ofapank.
 Tie Kinnr hen uf tr Ofapank gspielt un glacht,
 als aa gmohlt un ehna Lektiona gmacht,
 Beim Blinzmeisla hat mr so schee ausweicha khenna,
 un gschwind hinnr tr Ofa renna.
 Ta wara sie ghockt hen gschtrickt un hen gschlunga,
 tr Kinnr Schnärchla vrzählt un Liedr gsunga,
 aa als anand gfoppt un iwrnand glacht,
 uf tr Ofapank hat mr pal allas gmacht.
 Tie Ofapank war in tr Sturwa
 far Weiwr un Männr, Menschr un Puurwa,
 umi iwrtriwa un gradaus
 tie wichtischt Airichtung in jedam Haus.



Brauchtum

Aschermittwoch - Karnevalsende - Fastenzeit



Jedes Jahr hört man es Schunkeln "Am Aschermittwoch ist alles vorbei...". Der Aschermittwoch ist im heidnischen Brauch das Ende der Karnevals- und Faschingszeit.

Im Christentum der Westkirche markiert der Aschermittwoch den Beginn des 40-tägigen Fastens und soll an die 40 Tage erinnern, die Jesus in der Wüste verbrachte und fastete.

Die Fastenzeit umfasst 46 Kalendertage, wobei die sechs fastenfreien Sonntage abzuziehen sind. Die Ostkirche dagegen kennt keinen Aschermittwoch, dort beginnt die Fastenzeit schon am Sonntagabend.

Der Name dieses Tages, dem Aschermittwoch, kommt von einem Brauch die Asche von Palmzweigen am Palmsonntag des Vorjahres zu segnen und auf die Stirn der Gläubigen ein Kreuz mit dieser Asche

zu malen.

Während dieser Brauch mit der Zeit verloren ging, wurde die Aschenbestreuung zu einem gängigen Ritual um Buße zu leisten. Mit diesem Ritual soll der Mensch an seine Vergänglichkeit erinnert und zur Umkehrung bewegt werden.

In der katholischen Kirche ist der Aschermittwoch ein sehr strenger Fast- und Abstinenztag.

Palmsonntag

Mit der Weihe der kleinen Palmsträußchen beginnt jedes Jahr die Karwoche.

Der Palmsonntag ist der Sonntag vor Ostern, der letzte der Passionszeit. Der Palmzweig, als Zeichen für Frieden, ist das bestimmende Symbol des Sonntags vor der Karwoche. Ihm verdankt das Fest auch seinen Namen.

Der Palmsonntag steht in einer Spannung der sich ankündigenden Leidensgeschichte in der Karwoche und der frohen Botschaft der Auferstehung. An diesem Tag gedenken Christen auf der ganzen Welt der triumphalen Ankunft Jesu in Jerusalem. Auf dem Rücken eines Esels ist der Sohn Gottes in die Stadt eingezogen. Die Menschen begrüßten ihn begeistert und schwenkten ihm zu Ehren Palmzweige, die ein Zeichen für die Königswürde darstellten. Noch heute verehren die Christen Jesus daher an diesem Tag als König.

Der Palmsonntag ist jedoch auch untrennbar mit der Karwoche und damit mit dem Leiden und Sterben Jesu verbunden. Bereits seit dem 8. Jahrhundert ist der Brauch der Prozession am Palmsonntag bekannt. Besonders in ländlichen Gebieten wandern die Menschen mit einem Zweig durch den Ort zur Kirche, wo die Zweige vom Priester geweiht werden. Da in Deutschland keine Palmen wachsen, werden hier für gewöhnlich Äste der Saalweide, des Buschbaums oder des Wacholders genommen. In südlichen Ländern nutzen die Menschen vor allem die Zweige des Olivenbaumes zur Pflege dieses Brauchs.

Nach der Messe am Palmsonntag nehmen die Menschen die Zweige mit nach Hause, wo sie für gewöhnlich hinter das Kruzifix gesteckt werden. Hier sollen sie vor allem positive Effekte für den Schutz des Hauses haben.

Quelle: www.katholisch.de

Wir gratulieren

Der Valeria-Koch-Preis 2012 geht auch an **Réka Miskei** aus Badeseck, die während ihres Studiums hervorragende Leistungen erbracht und eine sehr anspruchsvolle Diplomarbeit geschrieben hat. Réka Miskei besuchte die Deutsch-Ungarische Abteilung des Ungarndeutschen Bildungszentrums in Baja. Die dort erworbenen Kenntnisse betrachtet sie als Ausgangsbasis für ihre universitäre Ausbildung. Réka Miskei absolvierte in diesem Jahr ihr BA-Studium an der Philologischen Fakultät der Budapester Eötvös-Loránd-Universität. Als Hauptfach studierte sie Germanistik, Fachrichtung Deutsch als Minderheitensprache und als Minorfach Englisch. Im September begann sie ihre Magisterausbildung, sie setzte ihr Studium der beiden Fächer auf Lehramt fort. Ihre BA-Abschlussarbeit hat sie über die sakralen Denkmäler der Volksfrömmigkeit in Badeseck angefertigt. Präzise Recherchen, umfangreiche und lückenlose Dokumentation, logischer Aufbau und exzellente sprachliche Darbietung kennzeichnen die Arbeit, die im nächsten Band der Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen veröffentlicht wird. Wir gratulieren herzlich!



Die Grüße gehen an

"Kleinricher Aplona-Pes" vom Waschkuter Deutschklub

Matthias Glasenhardt vom Batschka Deutschen Kulturverein

Mathilde Malthaner von Eva Huber

*Ich wünsche Dir das Allerbeste,
heute zu deinem Namensfeste.
Alles, was dein Herz erfreut,
wünsch ich dir heut.*

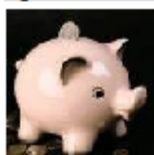
Programmorschau des Landesrates

MÄRZ 2012	
11. März Tschepel/Csepe	Qualifikation der Kindertanzgruppen der Region Nord
25. März Willand/Villány	Qualifikation der Kindertanzgruppen der Region Süd
APRIL 2012	
21. April Waschludt/Városlöd	V. Landesfestival der Jugendchöre
22. April Schaumar/Solymár	VIII. Kindervolkstanzfestival
27. April St. Johann/Jánosomorja	Wertungsspiel der Blaskapellen der Region West
28. April Werischwar/Pilisvörösvár	Wertungsspiel der Region Nord
29. April Großmanok/Nagymanyok	Wertungsspiel der Region Süd
MAI 2012	
11-13. Mai Wetschesch/Vecsés	X. Treffen der Musiker mit alten Instrumenten
JULI 2012	
2-8. Juli Werischwar/Pilisvörösvár	I. Landesrat Singwoche
AUGUST 2012	
5-12. August Almasch/Bácsálmas	V. Harmonikawoche
SEPTEMBER 2012	
31. August - 2. September Gant/Gánt	II. Treffen der Schabengjugend
8. September Badeseck/Bátaszék	XVI. Fest der Ungarndeutschen Kirchenmusik
OKTOBER 2012	
27. Oktober Wetschesch/Vecsés	VI. Bläsertreffen der ungarndeutschen Blaskapellen
NOVEMBER 2012	
3. November Somor/Szomor	IV. Treffen der ungarndeutschen Familienmusiker

Zusammengestellt von E. Huber



Spenderliste



Da alle unsere Leser die Zeitung kostenlos bekommen, sind wir auch auf Ihre Spende angewiesen!
Die Postgebühren können wir leider nicht übernehmen. Bitte überweisen Sie den Jahresbetrag, wenn Sie die Zeitung per Post bekommen: In Ungarn: 1000 Ft

Nach Deutschland: 25 Euro

Unsere Kontonummer: OTP 11732033-20003067 **Bácskai Németekért Közalapítvány**

International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB



Seit dem 14. Dezember sind von folgenden Lesern Spenden eingegangen:

Stephan Putterer – Gara	Regős Róbertné – Baja	Gisela Klocker – Aschaffenburg
Stephan Zick – Baja	Váraljai Béláné – Tschatali	Theresia Fees geb. Evin – Fellbach
Josef Gaugesz – Baja	Feldesz Istvánné – Tschatali	Schmidt Pálné – Vasas-Fünfkirchen
Eva Krisztman – Waschkut	Schulz Györgyné – Tschatali	Barbara Hargitai geb. Turi – Baja
Ernst Saile – Hirrlingen	Ginder Antalné – Baja	Deutsche Minderheitenselbstverwaltung Baja
Elisabeth Knödler – Backnang	Endre Manz – Baja	Ungarndeutsches Bildungszentrum Baja
Helmuth Seiler – Baja	Josef Siegl – Oberderdingen	Sowie weitere anonyme Personen.

Herzlichen Dank für Ihre wertvolle Spende!

Impressum



„Batschkaer Spuren“

erscheint viermal im Jahr.

Redakteur:

Alfred Manz

AutorInnen und MitarbeiterInnen der Nummer 26:

Andrea Bakonyi, Wilhelm Busch, Krisztina Csordás, Dóra Daróczy, Ludwig Fischer, Josef Gaugesz, Konrad Gerescher †, Angela Ginder-Vándor, Hans Glasenhardt, Norbert Hamháber, Günter Herrmann, Eva Huber, Andrea Iván, Dr. Monika Jäger-Manz, Rosemarie Kemmer-Gerner, Elisabeth Knödler, Ágnes Komjáti, Eva Krausz, Heinrich Küntzel, Endre Manz, Ingrid Manz, Josef Michaelis, Terézia Ruff, Zsolt Rutterschmidt, Sára Schauer, Gréta Szeitz, Stephan Striegl,

Technische Mitarbeiterin: Kinga Ginder-Tímár

ISSN 1787-6419

Anschrift: 6500 Baja Duna u. 33

Tel. aus Ungarn 06/79/520 211

Tel. aus Deutschland 0036/79/520 211

E-Mail: alfredmanz@gmail.com

Herausgeber: Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka

Unterstützung:

Deutsche Minderheitenselbstverwaltung Baja

Ungarndeutsches Bildungszentrum

Druck: Apolló Média Digitális Gyorsnyomda

Baja, Kossuth L. u. 11 Tel.: +36(70)340-4824,

www.apollomedia.hu

Für Spenden sind wir jederzeit sehr dankbar!

Kontonummer:

OTP 11732033-20003067

IBAN HU80 117320332000306700000000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bácskai Németekért Közalapítvány

Namentlich gezeichnete Beiträge verantworten die Verfasser.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und

stilistische Änderungen vor.

Wir empfehlen

Deutschsprachiger katholischer Gottesdienst:

Um 10 Uhr 30 am 1. und 3. Sonntag des Monats in der Innenstädtischen Kirche in Baja

Um 7 Uhr 30 am 2. und 4. Sonntag des Monats in der Antoni-Kirche in Baja

Ungarndeutsche Medien:

Neue Zeitung – Wochenblatt der Ungarndeutschen

www.neue-zeitung.hu

Unser Bildschirm – Deutschsprachige Fernsehsendung dienstags 13:20 im mvt; Wiederholung: mittwochs 11:00 im Duma TV.

Radio Fünfkirchen – Deutschsprachige Radiosendung, täglich zwischen 10.00-12.00 Empfang: MW/AM 873 KHz

www.zentrum.hu – Informationen über die Ungarndeutschen

Liebe LeserInnen,

falls Sie irgendwelche Ideen zur Gestaltung unserer Zeitung haben oder gerne etwas veröffentlichen möchten (Wünsche, Mitteilungen usw.) rufen Sie uns an, schicken Sie eine E-Mail oder einen Brief.

Wenn Sie noch keine Zeitung bekommen haben, können Sie sich eine kostenlos in der **Bibliothek des Ungarndeutschen Bildungszentrums bei Eva Huber** besorgen oder auf Wunsch schicken wir sie Ihnen per Post zu, in diesem Falle müssen die Postgebühren von Ihnen übernommen werden.

Geben Sie bitte die Nachricht auch Ihren Bekannten weiter!

**Spuren suchen,
Spuren hinterlassen!!!**

Die geplante Erscheinung unserer nächsten

Nummer: Juni 2012



Christkindelspiel im Vortrag der Kinder des Christlichen Kindergartens



Ungarndeutsche Kinderspiele – UBZ-Kindergarten



Der „deutsche“ Nikolaus war auch diesmal sehr brav, er belohnte alle Kinder, die ein Gedicht oder ein Lied vorgetragen haben.

Nikolausfest des Deutschen Kulturvereins Batschka – Dezember 2011



Fotos: Manfred



An der Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka nahmen zahlreiche Mitglieder teil.

Das neue Jahr

Noch jung ist die Zeit im jährlichen Messen,
die Erinnerungen des alten sind noch nicht vergessen.
Wir hoffen das neue wird uns bringen Glück,
in die Zukunft wollen wir schauen – kein Blick zurück!

Wir wollen es wagen im Neuen zu bestehn
und nicht voller Verzagen in ihm untergehn.
Alles im Leben ist genau wie im Jahr,
im Kommen und Gehen macht die Zeit es wahr.

Das Gute wie das Böse bringt die Zeit herbei,
wir müssen es meistern ohne viel Geschrei.
Laßt uns nicht jammern über das was nicht gut,
sondern es ändern – mit Fleiß und mit Mut.

Nur der, der beständig, kann der Zeit widerstehn
und bis zu seiner Reife voll und ganz bestehn.
Ein Geheimnis: Das Leben muß immer so sein,
wer es erkennen will, der schaue tief hinein.

Wir müssen uns biegen wie die Birken im Wind
und müssen uns sehen wie wir wirklich sind.
Vom Jungen zum Manne, vom Mädchen zur Frau,
wir können es messen – doch es stimmt genau?

Das Jahr wie das Leben sind uns zur Frist,
weh' dem, der dabei die Ewigkeit vergißt!
Als Menschen und Christen vertrauen wir der Macht,
die die Sterne gezählt und sie ewig überwacht.

Im Spiegel des Jahres soll ein jeder erkennen –
den Sinn und Wert – was wir Leben nennen!
Darum hoch das Glas! Auf Glück und Freuden!
Ein guter Tropfen hilft unserem Hoffen wie Deuten!

*Georg Busch
Windsor / Ont.
Nov. 1993*

